



Homophobie & Transphobie in der Einwanderungsgesellschaft

Ausmaß – Debatten – Hintergründe – Ansatzpunkte für eine gelingende
Pädagogik

Hinweise, Impressum und Danksagung



«Homophobie und Transphobie in der Einwanderungsgesellschaft» ist der erste Teil der Reihe «Handreichungen für emanzipatorische Jungenarbeit». Die einzelnen Elemente dieser Reihe sind vom Verein GLADT e.V. in Zusammenarbeit mit zahlreichen Fachleuten erstellt worden, um (Sozial-) Pädagog_innen eine eigenständige Bearbeitung von frauen- und homosexuellenfeindlichen Einstellungen, Äußerungen und Verhaltensweisen im Arbeitsalltag zu erleichtern. Entsprechend können sie frei eingesetzt werden. Bei allen Handreichungen handelt es sich um Internetpublikationen, die regelmäßig aktualisiert werden. Durch Ihre Fragen, Kommentare und anderen Hinweise können Sie dazu beitragen, die Handreichungen noch besser auf Fragestellungen aus dem Alltag von Berliner Schulen und Jugendeinrichtungen anzupassen. Melden Sie sich bei uns!

Stand dieser Fassung: 15. Dezember 2009

Herausgegeben von:

GLADT e.V.
Kluckstraße 11
10785 Berlin

Kontakt & Download:

www.GLADT.de
info@GLADT.de
030/26 55 66 33

Tandem-Partner:

MIGRATIONS RAT **mr**
Berlin & Brandenburg
www.migrationsrat.de

Erstellung:

Ümit Gürkan Buyurucu
Tülin Duman
Koray Yılmaz-Günay (V.i.S.d.P.)

Mitarbeit:

Saskia Albaş Dr. Jennifer Petzen
Yeliz Çelik-Petzen Salih Wolter (Redaktion)
Caro Köhler



Die erste Fassung der «Handreichungen für emanzipatorische Jungenarbeit» ist im Projekt «Homosexualität in der Einwanderungsgesellschaft» entstanden, das als Tandem-Projekt von GLADT und Migrationsrat Berlin-Brandenburg gelaufen ist. Für die finanzielle und ideelle Förderung im Rahmen des Aktionsprogramms «Vielfalt fördern, Zusammenhalt stärken» von Mai 2008 bis Dezember 2009 bedanken wir uns beim Berliner Integrationsbeauftragten.



In dieser Handreichung



**Homosexualität und Trans*-Identität in der Einwanderungsgesellschaft –
Die Debatten in Berlin**

Seite 4

Trans- und Homophobie in Berlin – Zahlen

Seite 9

Ergebnisse der Befragung

Seite 13

**Allgemeine Vorüberlegungen zu einer Pädagogik gegen Sexismus und Homophobie in der
Einwanderungsgesellschaft und Ansatzpunkte für eine gelingende Pädagogik**

Seite 40

Ausgewählte Adressen

Seite 45

Homosexualität und Trans*-Identität in der Einwanderungsgesellschaft – Die Debatten in Berlin



Die zunehmende Thematisierung von frauen-, homosexuellen- und transfeindlicher Gewalt in Politik, Medien und Zivilgesellschaft ist ein Grund zur Freude. Lange Jahre unsichtbare Ausgrenzungs- und Unterdrückungsmechanismen werden mittlerweile in Medien des gesellschaftlichen Mainstreams diskutiert, und selbst konservative Politiker_innen¹ beginnen sich für die Emanzipation von Frauen und sexuellen Minderheiten zu interessieren.

Gleichzeitig aber fällt auf, dass es Beiträge zur Debatte immer dann in die Medien und ins öffentliche Bewusstsein schaffen, wenn die (vermeintlichen) Täter_innen «migrantischen Hintergrund» haben – oder von den Opfern als solche wahrgenommen werden. Gewaltvorkommen, die rechtsextremen Szenen zugeordnet werden, haben bereits weniger Nachrichtenwert, Vorkommnisse unterhalb der Straftatgrenze und Ausprägungen von Sexismus, Trans- oder Homophobie, die ihren Ursprung in der sogenannten «Mitte der Gesellschaft» haben, sind quasi vollkommen unsichtbar. Es ist also insgesamt sowohl von einer zunehmenden Thematisierung *als auch* von einer Ausblendung zu sprechen, die jeweils einer Konjunktur folgen.

In Berlin wird zumindest zum Thema Homophobie bundesweit Pionierarbeit geleistet. Dennoch sind auch hier die Debatten und der Umgang mit frauen-, trans- und homosexuellenfeindlichen Einstellungen und Handlungen Neuland – wenn diese Einstellungen und Handlungen im Zusammenhang mit Migrant_innen² stehen. Während Präventions- und Interven-

¹ In dieser Publikation wird der «Gender Gap» verwendet, um auch Personen, die sich nicht innerhalb der Zweigeschlechtlichkeit verorten können oder wollen, sichtbar zu machen und sie mit einzubeziehen. Der Unterstrich als Leerstelle verweist auf Menschen, die gesellschaftlich und strukturell unsichtbar gemacht werden und die sprachliche Repräsentation jenseits der Zweigeschlechtlichkeit zur Debatte stellen.

² Der Begriff «Migrant_innen» wird in diesem Text bewusst in der Einengung benutzt, die in Politik, Medien und Zivilgesellschaft – ungerechtfertigterweise – seit einiger Zeit gang und gäbe ist. Dem vorherrschenden Diskurs folgend sind *nicht* Migrant_innen aus ost- und südosteuropäischen oder afrikanischen, asiatischen oder amerikanischen Ländern gemeint; «Migrant_innen» sind hier also Menschen mit Wurzeln in mehrheitlich muslimischen Ländern – für den deutschen Kontext also v.a. Türk_innen und Kurd_innen, als die größten Migrant_innen-Gruppen, oder Araber_innen und Bosnier_innen. Das Fehlen von polnischen und russischsprachigen Gruppen, die seit einigen Jahren die größten neu nach Berlin einwandernden Gruppen sind, ist nicht unserer Nachlässigkeit geschuldet, sondern der Diskurslage. Darüber hinaus werden aber auch Menschen in die

tionsarbeit – zumindest gefühlt – gelingt, wenn sie von Mehrheitsdeutschen³ für Mehrheitsdeutsche angeboten wird, treten Handlungsunsicherheiten und -blockaden vor allem in der Konfrontation mehrheitsdeutscher Pädagog_innen mit Klassen oder Jugendgruppen auf, die sie an ihrem schwachen Punkt treffen: Sätze, die mit «In unserer Kultur...» oder «Bei euch ist das so..., aber bei uns ist es anders...» anfangen, erzeugen die oftmals berechtigte Sorge, im Zweifelsfall kein Gegenargument parat zu haben, weil Kenntnisse bzw. Wissen über die Herkunftskulturen der Jugendlichen oder die familiären Kontexte fehlen. Argumentieren lässt sich nur in einem Setting, in dem beide Seiten etwas über die jeweils andere Seite wissen. Hier scheitert die Pädagogik dann, zumindest auf einer «gefühlten» Ebene. Die Ereignisse der Jahre 2007 und vor allem 2008, in denen Homosexualität und Migration bzw. Homophobie und Rassismus in Konkurrenz gedacht wurden, haben in diesem Zusammenhang die Berliner Debatte nachhaltig beeinflusst.

Die schwulenfeindlichen «Schweinefleisch»-Äußerungen auf der Internetseite der Ahmadiyya Muslim Gemeinde, die sich zeitgleich einer breiten rassistischen Kampagne gegen ihren Moschee-Neubau in Pankow-Heinersdorf erwehren musste (2007), und die Debatte um einen ebenfalls schwulenfeindlichen Hetzartikel in dem arabischsprachigen Anzeigenblatt «al-Salam» (Sommer und Herbst 2008) waren neben schwulen-, lesben- und transfeindlichen An- und Übergriffen, die zum Teil auch von jugendlichen Migranten ausgingen, traurige Höhepunkte dieser Jahre. Zugleich zeigte sich, wie schwierig es auch in Berlin noch ist, von überkommenen «Opfer»- und «Täterschafts»-Vorstellungen loszukommen und die Gesellschaft in ihrem komplizierten Gefüge von Einschlüssen und Ausschlüssen in Augenschein zu nehmen.⁴

Homophobie – was ist das?

Im Alltagsverständnis wird Homophobie als individuelle Abneigung oder Feindlichkeit gegen Lesben und Schwule aufgefasst, die häufig genug auch in körperlicher Gewalt resultiert. Weiter gefasst gehört auch die Angst vor eigenen homosexuellen Anteilen zum Komplex Homophobie.

Gesellschaftlich wird ein stereotypes Bild von Lesben und Schwulen entworfen, und Personen, die in dieses Bild passen (egal, ob sie lesbisch/schwul sind oder nur so wahrgenommen werden), werden Ungleichbehandlung und Gewalt ausgesetzt.

Neben der Diskriminierung bei Ämtern und Behörden behandeln auch Gesetze Homosexuelle ungleich. Eingetragene Lebenspartnerschaften (fälschlicherweise als «Homo-Ehe» bezeichnet) verfügen längst nicht über dieselben Rechte wie die Ehe, die weiterhin nur zwischen Frau und Mann geschlossen werden kann. Andere Alternativen des Lebens und Lebens tauchen auch im Schulunterricht oder Lehrmaterial kaum auf.

Die Erfahrungen mit Homophobie – oder die Aussicht, solche Erfahrungen zu machen – bestimmen gerade bei jugendlichen Lesben und Schwulen einen wesentlichen Teil ihres Alltags. Wenn sie sich nicht verstecken wollen, ist es ihnen nicht möglich, bestimmte Freizeit- oder Sportangebote wahrzunehmen oder sich frei durch alle Gegenden Berlins zu bewegen. Sie weisen eine signifikant höhere Selbstmordversuchsrate auf und sind unter Obdachlosen überrepräsentiert.

Schublade «Migration» gesteckt, die etwa als Sinti, Roma oder Schwarze Deutsche aufgrund ihrer äußeren Erscheinung als «Migrant_innen» identifiziert werden. Offensichtlich ist es der Blick der *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft, der hier entscheidet, über wen gesprochen wird.

Flüchtlinge, die zum Teil seit mehr als 10 Jahren in Deutschland leben und keinen Zugang zum Arbeitsmarkt haben, und deren Kinder leben vielfach unter katastrophalen Bedingungen, auch in Berlin. Jede Präventions- und Interventionsarbeit auch zu den Themen Sexismus/Transphobie und Homophobie müsste am Aufenthaltsstatus und am Zugang zu Gesundheit, Arbeit und anderen gesellschaftlichen Orten und Gütern ansetzen. Andernfalls droht eine doppelte Stigmatisierung.

³ «Mehrheitsdeutsch» bezeichnet in diesem Text weiße Personen ohne Migrationshintergrund, die (post-) christlich sozialisiert wurden. Schwarze Deutsche, Roma/Sinti, Jüdinnen/Juden und Migrant_innen bzw. deren Nachkommen sind unter Umständen *Deutsche*, ohne (immer) die Privilegien nutzen zu können, die mit einer deutschen Staatsangehörigkeit verbunden sind.

⁴Vgl. die Resolution des Migrationsrates Berlin-Brandenburg zum «al-Salam»-Artikel: http://www.berlin.de/imperia/md/content/lb-integration-migration/publikationen/top/bi_ oktober_ 2008.pdf?start&ts=1244009721 und die Stellungnahme muslimischer

Neben den zahlreichen Medienberichten über die genannten Ereignisse waren es vor allem Mainstream-Schwulenorganisationen und konservative Politiker, deren Äußerungen dazu führten, dass im Dienste einer gesellschaftlichen Debatte über Gewalt gegen schwule Männer die rassistische Stigmatisierung von Migrant_innen in Kauf genommen werden konnte – das eine Diskriminierungsmerkmal, so schien es, wurde gegen das andere ausgespielt.

Gegenläufig entschied sich der Berliner Senat, im Rahmen des Europäischen Jahres des interkulturellen Dialogs 2008 einen Schwerpunkt auf die Auseinandersetzung mit Homophobie im Kontext von Einwanderung und Rassismus zu legen. Neben einem Strukturaufbau (v.a. der Arbeitskreis «Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen in Migrant/innen-Communities» bei der Landesantidiskriminierungsstelle) und dem Zusammenführen unterschiedlicher Netzwerke beim Runden Tisch «Gemeinsam gegen Homophobie» (28. Oktober 2008) fand am 25. November des Jahres eine internationale Fachtagung statt, die den annähernd 300 Teilnehmenden half, über einen inhaltlichen Austausch hinaus vor allem auch die Weichen für eine zukunftsweisende Bearbeitung von Homophobie im Kontext rassistischer Ausschlussmechanismen in der Gesellschaft zu stellen.

Parallel haben sich progressive zivilgesellschaftliche Akteure und Kunstschaffende, die sich gegen eine Instrumentalisierung von Sexismus und Homophobie und gegen die Verstärkung rassistischer Ressentiments wenden, in den letzten beiden Jahren aktiv um eine Versachlichung der Debatte bemüht. In den Theatern Hebbel am Ufer 3 und Ballhaus Naunynstraße wurde Nurkan Erpulats Stück «Jenseits – Bist du schwul oder bist du Türke?» aufgeführt. Bereits am Tag nach den Übergriffen auf Frauen und Trans*-Personen⁵, die das Drag Festival Berlin im SO 36 verließen, fanden sich etwa 3.000 Menschen zu einer spontanen Protestkundgebung zusammen (Juni 2008)⁶. Der «Transgeniale CSD» setzt nicht nur mit seiner Route durch Neu-

Rassismus – was ist das?

Gemeinhin wird Rassismus als erworbenes Vorurteil aufgefasst:

Menschen werden aufgrund ihrer äußeren Erscheinung homogenen Gruppen zugeordnet («die Schwarzen», «die Migrant_innen» etc.).

Diesen Gruppen werden bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten zugeschrieben, die allen Mitgliedern gemein sein sollen.

Diese Definition greift jedoch noch zu kurz, weil sie Rassismus auf eine allgemeine «Fremdenfeindlichkeit» reduziert.

Rassistische Vorurteilsstrukturen, Diskriminierungen und Gewalt können nur im Zusammenhang mit der Gesellschaft verstanden werden, in der sie vorkommen.

Während individuelle Vorurteile widerlegt oder «verlernt» werden können, bleiben die strukturellen Ausschlüsse bestehen:

Nur eine Bevölkerungsgruppe verfügt über gesellschaftliche, ökonomische etc. Macht und lenkt Politik, Konzerne, Medien und weitere staatliche und gesellschaftliche Institutionen.

In Deutschland setzt sich die hegemoniale Gruppe aus nicht-jüdischen weißen Personen ohne Migrationshintergrund zusammen. Sie verantwortet Zeitungsberichte, Gesetze, die meisten Personaleinstellungen und den Inhalt von Bildung und Wissenschaft, das Gesundheitswesen etc. Ohne dieses *Verhältnis* und die damit immer wieder hergestellte Macht, die dem Vorurteil seine Stärke gibt, wäre Rassismus auch in seiner individuellen Dimension nicht denkbar.

Deswegen sind *alle* Menschen Teil des rassistischen Systems, unabhängig davon, ob sie auf der profitierenden oder der diskriminierten Seite stehen.

Organisationen zu Homophobie (Download unter anderem: www.GLADT.de, dort Dossier Religion und Homosexualität im Kontext von Rassismus. Und die Dokumentation des Fachtages «Gemeinsam für Anerkennung und Respekt – Wie kann Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft verhindert werden?» (Download: www.Berlin.de/LADS/gglw).

⁵ Das Trans* steht für eine beliebige Anzahl von Zeichen, umfasst also verschiedene Formen von Trans*-Identitäten, ohne diese abgegrenzt voneinander zu benennen (z.B. Transmann, Cross-Dresser, Drag-King). Des Weiteren wird damit berücksichtigt, dass Menschen wechselnde Identitäten haben können.

⁶ Der schwere Vorfall hat die Kreuzberger Öffentlichkeit für mehrere Monate beschäftigt – auch zu der Frage, wie sich über trans- oder homophobe Gewalt von als Migrant_innen identifizierten Tätern sprechen lässt, ohne dabei den Migrationshintergrund in den Mittelpunkt zu stellen. (Ein Aufkleber der «Grauen Wölfe», einer rechtsextremen türkischen Gruppe, der an einem der beteiligten Fahrzeuge gesehen worden sein soll, hatte dieses Gerücht entstehen lassen.) Wie sich viel später herausstellte, handelte es sich bei dem Vorfall sehr

kölln und Friedrichshain-Kreuzberg und der Abschlusskundgebung am Heinrichplatz, sondern auch mit seinen mehrsprachigen Redebeiträgen und seiner interkulturellen Vorbereitungsgruppe Maßstäbe für Teilhabe und Repräsentanz von Minderheiten. Er thematisiert auch seit Jahren auf breiter Basis Themen wie trans- und homophobe Gewalt auf den Straßen, Zwangsverheiratungen lesbischer, schwuler und transidenter Menschen sowie Desintegrations Tendenzen, die ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen geschuldet sind. Der Migrationsrat Berlin-Brandenburg, eine bundesweit einmalige Dachorganisation von über siebzig Migrant_innen-Selbstorganisationen, verabschiedete im September 2008 eine Resolution gegen homophobe Hetze *und* deren rassistische Ausschächtung. Im Rahmen des «Dogland»-Festivals erforschte das Ballhaus Naunynstraße im Herbst 2008 migrantische Maskulinitäten in Männercafés in Neukölln und Kreuzberg. Anfang Dezember desselben Jahres kam es unter dem Motto «Kreuzberg für Akzeptanz und Gleichbehandlung – Mehrfachdiskriminierung in der alltäglichen Realität Kreuzbergs» in dem mehr als symbolträchtigen Bezirksteil zu einer Vernetzung gegen Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Homophobie und andere Diskriminierungsformen.

Das Projekt «Homosexualität in der Einwanderungsgesellschaft» hat an den Schnittpunkten gearbeitet, die durch genau diese Debatten definiert werden. Deswegen war hier mit «Einwanderungsgesellschaft» auch nie gemeint: «die Migrant_innen». Die Einwanderungsgesellschaft ist eine Gesellschaft, in die Einwanderung stattgefunden hat und die nach Jahrzehnten der Ignoranz versucht, sich ein tragfähiges neues Fundament zu geben. Neben einigen grundlegenden Gedanken und Hintergründen stellen wir in diesem Papier die Ergebnisse einer Befragung zu Sexismus und Homophobie vor, die im Rahmen des Projekts unter Berliner Lehrer_innen, Streetworker_innen, Jugendarbeiter_innen und weiteren pädagogischen und sozialpädagogischen Fachkräften durchgeführt wurde. Die Ergebnisse mögen bisweilen den Eindruck erwecken, dass es unter Fachkräften ein sehr großes Defizit gibt. Wir möchten aber explizit darauf hinweisen, dass die von uns befragten (Sozial-) Pädagog_innen nur einen Ausschnitt der Gesamtheit darstellen. Wir präsentieren hier nur diejenigen Aussagen, die auf Handlungsunsicherheiten und -blockaden verweisen, weil unser Projekt eine Problemorientierung notwendig machte. Selbstverständlich gibt es darüber hinaus auch viele Fachkräfte und Teams, die sicher und erfolgreich mit den Themen umgehen. Die «Ansatzpunkte für eine gelingende Pädagogik» sind tatsächlich als Beginn einer Diskussion gedacht, die in den Bereichen Migration/Rassismus, Homosexualität/Homophobie, Trans*-Identität/Transphobie, geschlechterreflektierende Jungenarbeit etc. noch zu führen sein wird.

Weder Sexismus/Transphobie noch Homophobie sind allein ein Jungen- oder Jugendphänomen. Es sind immer Erwachsene, die Kindern und Jugendlichen frauen-, lesben-, schwulen- und transfeindliche Einstellungen *beibringen*. Körperliche Gewalt, die in der Regel die Diskussionen um diese Phänomene bestimmt, ist dabei nur ein kleiner Ausschnitt. Denn nicht jede menschenverachtende *Einstellung* wird automatisch zur *Gewalttat*. Was nötig wäre, ist eine menschenrechtsorientierte Pädagogik, die von der Erwachsenenwelt mitgetragen wird und in der einzelne Diskriminierungsformen nicht hierarchisiert werden. In einer Gesellschaft, in der weder Migration noch Homosexualität oder Trans*-Identität als selbstverständlicher Teil der Alltags-Realität angesehen werden, kann es keine schematische Aufteilung nach «Opfern» und «Täter_innen» geben. Jede Analyse und alle Präventions- und Interventionsmaßnahmen müssen sich daran messen lassen, ob sie der gesellschaftlichen Kom-

wahrscheinlich um eine eskalierte Verkehrsstreitigkeit, die mit der Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung der Gewaltopfer nicht viel zu tun hatte.

plexität gerecht werden und Gleichwertigkeit auch jenseits des eigenen Tellerrands anstreben.

Anlass zur Freude gibt in diesem Zusammenhang die Initiative «Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt» des Abgeordnetenhauses von Berlin. In den Jahren 2010 und 2011 sollen im Rahmen der Initiative unter anderem Bildungs- und Aufklärungsarbeit intensiviert, Diskriminierung und Gewalt abgebaut und Dialog und Kooperation gefördert werden. Darüber hinaus ist geplant, über repräsentative Forschung die Erkenntnisgrundlagen zu homo- und transphober Gewalt und Diskriminierung zu verbessern. Es wird interessant sein zu beobachten, wie sich die unterschiedlichen Senatsverwaltungen in den Prozess einbringen. Die Initiative setzt einen wichtigen Schwerpunkt beim Wandel von Verwaltungen und Verwaltungshandeln.

Trans- und Homophobie in Berlin – Zahlen



Abgeschlossene repräsentative Studien zu Ablehnung, Feindlichkeit und körperlicher Gewalt gegenüber Trans*-Personen im deutschsprachigen Raum sind uns bis dato nicht bekannt, zum Thema Homophobie in Berlin und Deutschland gibt es bisher nur recht wenige. Im Folgenden bieten wir einen kleinen Überblick über die bisherigen Erkenntnisse:

Die *erste Studie*, die es im deutschsprachigen Raum zu den *Erfahrungen von Lesben, Schwulen und Bisexuellen* (bis einschließlich 27 Jahre) gab, wurde *1999 in Berlin von der Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport* durchgeführt.⁷ Dabei kam heraus, dass bereits 18% der Befragten einen Suizidversuch unternommen und 60% schon einmal daran gedacht haben. Diese Zahlen sind viermal höher als bei heterosexuellen Gleichaltrigen und resultieren aus der Angst der Jugendlichen, bei einem Coming-out oder danach von ihrem sozialen Umfeld abgelehnt zu werden. Vielen Jugendlichen fehlt eine nähere Umgebung, die nicht rein heterosexuell geprägt ist und in der sich auch homosexuelle Menschen und Trans*-Personen bewegen.

Problematisch ist, dass homo- und bisexuelle Jugendliche tatsächlich von Verlusten sozialer Kontakte betroffen sind, die Gruppe der 18–21jährigen sogar überdurchschnittlich (40,6%). Nicht die eigene Homosexualität führt zu psychischem Stress, die meisten Befragten stehen vielmehr selbstbewusst und positiv zu ihrer sexuellen Orientierung. Es ist die Angst vor der Reaktion von Eltern, Freund_innen und Mitschüler_innen und deren fehlender Unterstützung, mitunter auch die Befürchtung, von zu Hause rausgeschmissen zu werden. Nur 1% der Jugendlichen gab an, zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht diskriminiert worden zu sein.⁸

⁷ «Sie liebt Sie. Er liebt ihn. – Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin», Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Berlin 1999. [Heute ist der Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweise bei der Landesantidiskriminierungsstelle/ Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales angesiedelt.]

⁸ «Zur Lebenssituation junger Lesben und Schwuler – Homosexualität und Suizidalität», Referat, Dipl.-Psychologin Sigrid Meurer (Beratungsstelle Neuhland, Modelleinrichtung für suizidgefährdete Kinder und Jugendliche) In: «Stärke gefragt – Eltern und ihre homosexuellen Kinder, Tagungsband Bundeselterntreffen, BEFAH e.V.», Berlin 2003, info@befah.de und «Schwule Jugendliche: Ergebnisse zur Lebenssituation, sozialen und sexuellen Identität», Studie des Niedersächsischen Ministeriums für Frauen, Arbeit und Soziales, 2001;

Es scheint, je geringer die Einbindung der homosexuellen Jugendlichen in ein gesichertes soziales Netz ist, desto belastender ist ihr vermeintliches «Anderssein». Erfahren sie diese Akzeptanz nicht, reagieren viele von ihnen mit Essstörungen (fast jede zehnte lesbische Jugendliche), Depressionen (15% der schwulen Jugendlichen; im Vergleich: nur 5% der heterosexuellen Gleichaltrigen) und/oder Drogenmissbrauch (62% der weiblichen und 44% der männlichen Jugendlichen als Reaktion auf Probleme mit dem Coming-out). Fachliche psychologische Hilfe hat bereits jeder vierte homosexuelle Teenager in Anspruch genommen, bei ihren heterosexuellen Altersgenoss_innen liegt die Zahl bei nur 10%.⁹

Die *Kommunalanalyse im Berliner Bezirk Mitte von März 2004* ist bisher die einzige ihrer Art, in der das Thema Homophobie auf sozialräumlicher Ebene genauer untersucht wird.¹⁰ Sie kommt zum Ergebnis, dass Vorurteile gegenüber homosexuellen Menschen meist auf Unkenntnis und Ignoranz basieren und in allen sozialen Gruppen vorkommen. Schon bei Kindern bildet Homophobie «die Form von Diskriminierung, die am deutlichsten ist». Problematisch sei es, wenn Homophobie vor allem bei Migrant_innen gesucht werde. Dies führe zu rassistischen und undifferenzierten Annahmen und blende die Tatsache aus, dass es auch lesbische und schwule Migrant_innen (und Trans*-Personen) gibt, die von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind. Des Weiteren steige die Anzahl der Übergriffe auf homosexuelle Menschen mit Migrationshintergrund an.

Für das Jahr 2008 verzeichnet die Opferberatungsstelle *ReachOut* in ihrer Berliner Gewaltchronik insgesamt eine Anzahl von elf bekannt gewordenen Fällen homosexuellen- und transfeindlicher Äußerungen, die mit körperlicher Gewalt einhergingen (Stand: 9.10.2009). Die aktuelle Anzahl für 2009 (Stand: 2.12.2009) liegt bei sieben Fällen, wobei anzumerken ist, dass viele Fälle erst sehr viel später gemeldet werden, wenn überhaupt: Es ist davon auszugehen, dass die Dunkelziffer um ein Vielfaches höher liegt.¹¹

Die *Forschungsgruppe zu «Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit» (GMF-Survey) der Universität Bielefeld* hat im Laufe ihres Projekts das Thema Homophobie als Untersuchungsgegenstand hinzugenommen. Der GMF-Survey ist eine Langzeituntersuchung in Deutschland, die sich ab 2002 über zehn Jahre erstrecken soll und die Ausmaße, Entwicklungen und Ursachen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit im Zeitverlauf untersucht. «Das Forschungsprojekt geht der Frage nach, inwiefern Menschen unterschiedlicher sozialer, religiöser und ethnischer Herkunft sowie mit verschiedenen Lebensstilen in dieser Gesellschaft von der Mehrheit wahrgenommen werden und mit feindseligen Mentalitäten konfrontiert sind.»¹²

«Wir wollen's wissen – Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW», Jugendnetzwerk Lambda NRW e.V., Aachen 2005, Herausgeber: Schwules Netzwerk NRW e.V.

⁹ «Schwule Jugendliche», 2001 und «Sie liebt Sie. Er liebt ihn.», 1999.

¹⁰ «Aspekte der Demokratiegefährdung in Berlin-Mitte und Möglichkeiten der demokratischen Intervention» des ZDK Gesellschaft Demokratische Kultur gGmbH, März 2004; weitere Kommunalanalysen wurden zwischen 2003 und 2007 in Marzahn-Hellersdorf, Friedrichshain, Kreuzberg, Treptow-Köpenick, Lichtenberg-Weitlingstraße und im Weitlingkiez durchgeführt.

¹¹ ReachOut, die Beratungsstelle für Opfer rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt in Berlin verzeichnet in ihrer Chronik seit einigen Jahren auch lesben-, schwulen- und transfeindliche Gewaltvorkommen. Die jährliche Chronik kann über <http://www.reachoutberlin.de> heruntergeladen werden.

¹² <http://www.uni-bielefeld.de/ikg/gmf/menschenfeindlichkeit.html>.

Die ersten Erhebungen zu Homophobie wurden im Jahr 2005 vorgelegt und zeigten, dass 40,5% der Befragten sich gegen die Erlaubnis gleichgeschlechtlicher Ehen aussprachen. Zwar sind die Zahlen vor allem zwischen 2007 und 2008 gesunken (2008 waren «nur noch» 26,1% gegen gleichgeschlechtliche Ehen), doch stimmten selbst dann noch 22,6% der Aussage «Es ist ekelhaft, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen» ganz oder teilweise zu. Weitere 35,7% stimmen nur «eher» nicht zu, das heißt: Die Zahl derjenigen, die es überhaupt nicht ekelhaft finden, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen, lag im Jahr 2008 bei 41,7% der Normal-Bevölkerung. Die aktuelle Untersuchung 2009 zeigt, dass Vorurteile gegenüber Homosexuellen und Jüdinnen/Juden erneut zugenommen haben. Als möglichen Grund nennt Wilhelm Heitmeyer die Wirtschaftskrise und die damit einhergehende gefühlte Machtlosigkeit, die Menschen dazu neigen lässt, bestimmte soziale Gruppen abzuwerten und ihnen mit Vorurteilen zu begegnen.¹³ Insgesamt belegen die empirischen Ergebnisse der GMF-Surveys, dass die einzelnen Elemente der Untersuchung nicht unabhängig voneinander geprägt sind, sondern feindselige Einstellungen bei einer Person oft gegen mehrere Gruppen gerichtet sind.¹⁴

Diese Tatsache der Wechselwirkungen und Überschneidungen verschiedener Elemente lässt die vergleichende *Untersuchung von Prof. Bernd Simon für den Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD)* außer Acht. In der 2007 und 2008 viel diskutierte Studie «Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und sozialpsychologische Korrelate bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund» mit 922 Berliner Gymnasiast_innen und Gesamtschüler_innen zwischen 14 und 20 Jahren wurden «deutsche», «türkische» und Jugendliche mit dem «Migrationshintergrund ehemalige UdSSR» befragt und deren Aussagen miteinander verglichen.¹⁵ Laut der Simon-Studie sind Jugendliche mit Migrationshintergrund diejeni-

Stimmeüberhaupt nicht zu	...eher nicht zu	...eher zu	...voll und ganz zu	Signifikanz der Veränderung
Homosexualität ist unmoralisch.	46,6	36,8	6,6	10,0	2005 n.s. 2008
Ehen zwischen zwei Frauen bzw. zwischen zwei Männern sollten erlaubt sein.	22,2	18,3	21,6	37,9	2005 ** 2008
	12,6	13,5	22,9	51,1	2008

Grafik: Ausschnitt aus der Pressemappe «Deutsche Zustände 2008»

¹³ «Die Angst vor dem Absturz wächst» von Philipp Gessler, taz vom 5./6. Dezember 2009.

¹⁴ Weitere Elemente sind: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Islamophobie, Etabliertenvorrechte, klassischer Sexismus, Abwertung von Menschen mit Behinderung, Abwertung von Obdachlosen, Abwertung von Langzeitarbeitslosen.

¹⁵ Bernd Simon: «Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und sozialpsychologische Korrelate bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei)». In: «Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie», 40 (2), Seiten 87–99. Göttingen 2008. In der Terminologie folgen wir hier dem Autor, wonach «deutsch» bedeutet (jeweils nach eigenen Angaben): nur deutsche Staatsbürgerschaft *und* in Deutschland geboren *und* keine Großeltern, die nicht in Deutschland geboren waren. Pädagog_innen viel mehr als andere wissen, wie verschieden bereits «die» Jugendlichen ohne Migrationshintergrund sind. Dass die Zusammenfassung von Personen unterschiedlichster ethnischer und religiöser Selbstdefinition einer internen Verschiedenheit nicht gerecht werden kann, erschließt sich aber auch bei den anderen beiden untersuchten Gruppen:

– «Migrationshintergrund ehemalige UdSSR»: Staatsangehörigkeit eines entsprechenden Staates (ausschließlich oder zusätzlich zur deutschen) *oder* selbst in einem der Staaten geboren *oder* einer der entsprechenden Staaten als Geburtsland der Großeltern.

– «Türkisch» heißt entsprechend: türkische (oder türkische und zusätzlich die deutsche) Staatsangehörigkeit *oder* selbst in der Türkei geboren *oder* die Türkei als Geburtsland der Großeltern.

Positiv hervorzuheben ist bei der Studie, dass überhaupt eine Gruppe «ohne Migrationshintergrund» als Vergleichsgruppe mit untersucht wird, auch wenn sie genauso konstruiert daherkommt wie die anderen beiden. Die Zusammenfassung von Personen unterschiedlichster Selbstdefinition erscheint deswegen als besonders absurd, weil es nicht nur juristisch einen Unterschied macht, ob jemand als «Spätaussiedler_in» oder als Flücht-

gen, die am feindlichsten gegenüber Homosexuellen eingestellt sind. Allerdings sind die Erkenntnisse dieser Studie kritisch zu betrachten: Es wurden zwar Vergleiche zwischen den einzelnen «kulturellen» Gruppen angestellt, die signifikanten Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Befragten – auch innerhalb der einzelnen Gruppen – aber nicht weiter beachtet. Ebenso wurden soziale und sozio-strukturelle Faktoren, wie die Betroffenheit von aufenthaltsrechtlichen Bestimmungen und Rassismus (dem die dort als «deutsch» kategorisierten Jugendlichen nicht ausgesetzt sind), der unterschiedliche Zugang zu Bildung und Arbeitsmarkt oder auch die Beziehung zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten nicht in die Analyse mit einbezogen. Die Simon-Studie kann also als nicht hinreichend gelten, da der Fokus auf kulturellen Unterschieden zwischen den Jugendlichen liegt, ohne dabei zu untersuchen, was dazu beiträgt, dass ein Migrationshintergrund zu stärker ausgeprägter Homophobie führen kann.

Es scheint ein wiederkehrendes Muster zu sein, dass in den Medien die öffentliche Aufmerksamkeit für Feindlichkeit gegenüber homosexuellen Menschen ausgeprägter ist, wenn die diskriminierenden Personen oder Personengruppen einen Migrationshintergrund haben oder ihnen ein solcher unterstellt wird. Die soziale Situation von Migrant_innen wird leider allzu oft außen vor gelassen, ebenso wie die Wirkungen von Diskriminierungserfahrungen in anderen Bereichen. Für eine emanzipatorische Analyse der Situation ist es unerlässlich, die Wechselwirkung verschiedener -ismen im Blick zu haben. So sollte z.B. die Vernetzung der gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen Rassismus und Homophobie unter die Lupe genommen und der Frage nachgegangen werden, warum bestimmte Verhaltensweisen für *ganz bestimmte* Jugendliche attraktiv sind. Nur so kann eine Grundlage zur Bekämpfung verschiedener Diskriminierungslinien und deren Wechselwirkungen geschaffen werden. Denn weder sind alle Jugendlichen mit Migrationshintergrund homophob, noch sind es alle Jugendlichen ohne Migrationshintergrund.

Wichtig für Sie als (Sozial-) Pädagog_innen ist auch, zu wissen, dass die befragten Jugendlichen in der Studie des Berliner Senats angaben, dass nur ca. 18% der Lehrkräfte Lesben/Schwule im Unterricht verteidigten, während 27% homophoben Äußerungen zustimmten, mitunter sogar mitlachten. Es liegt also auch an Ihnen und Ihrer pädagogischen Kompetenz, ob homosexuelle oder Trans*-Jugendliche sich zu zeigen trauen und sich Ihnen oder der Gruppe/Klasse gegenüber öffnen. Bilden Sie sich bitte in diesem Themenbereich fort, sodass Sie für eine solche Situation vorbereitet sind. Unterstützen und stärken Sie die Jugendlichen und vor allem: Unterschätzen Sie ihre Vorbildfunktion nicht – weder die für Diskriminierte noch für Diskriminierende.

ling nach Deutschland gekommen ist. Der Zugang zu Arbeitsmarkt und Bildung, aber auch Diskriminierungs- und Rassismus-Erfahrungen sind unterschiedlich. Es wird auf den ersten Blick einleuchten, dass kurdische Jugendliche einen anderen Bezug zu «Türkischsein» haben als Jugendliche, die mit den rechtsextremen «Grauen Wölfen» sympathisieren. Vorauszusetzen, dass alle, die *irgendwie* mit der Türkei oder UdSSR zu tun haben, schon *irgendwie identisch* seien, ist sicher Teil des Problems, sollte aber nicht zum Teil der Lösung erklärt werden.

Ergebnisse der Befragung



Diskriminierungen haben unterschiedliche Ebenen, die sich nicht nur in individuellen Vorurteilen, sondern u.a. auch in Verhaltensweisen und der Sprache ausdrücken. Wer Frauen/Mädchen als «Schlampen» beschimpft, ist sich einer gesellschaftlichen Situation bewusst, in der Frauen eben nur bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten zugesprochen werden und in der sie nach wie vor ein Viertel weniger Geld für dieselbe Arbeit bekommen wie Männer. Gesellschaftliche Bilder, Strukturen und Institutionen bilden immer auch den Hintergrund für individuelle Diskriminierungen Einzelner. Ähnliches gilt für Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen, Migrant_innen, Schwarzen oder Trans*-Personen.

Verschiedene Gruppen werden als nicht nur «anders», sondern auch weniger wert eingestuft und deswegen anders behandelt. Flüchtlinge erhalten keinen Zugang zum Arbeitsmarkt, Frauen sollen nur bestimmte Berufe erlernen, Schwule müssen immer chic gekleidet sein usw. Solche «Feststellungen», die über Politik, Medien, Elternhäuser, Religionsgemeinschaften, Sportvereine etc. weitergegeben werden, prägen nicht nur das Verhalten von Jugendlichen.

Dabei wird vergessen, dass die meisten Menschen häufig Teil der unterschiedlichsten Gruppen sind. Eine Frau, die im Rollstuhl sitzt, kann auch lesbisch und/oder Migrantin sein. Angebote, die an Jugendliche gemacht werden, sollten sich dieser Realität nicht verschließen, sondern sie als Ressource betrachten. Nicht nur Jugendliche mit Migrationshintergrund wissen allzu genau, was es heißt, «Außenseiter_in» zu sein, hier bietet sich ein vielversprechender Anknüpfungspunkt für eine menschenrechtsorientierte Pädagogik.

Wie wir im vorhergehenden Abschnitt gezeigt haben, gibt es nicht besonders viele Studien noch gesammeltes und analysiertes Praxiswissen über die konkreten Erscheinungsformen und Funktionsweisen von Transphobie und Homophobie. Zumeist bleiben die positiven wie die negativen Erfahrungen damit in der betreffenden Schule oder Jugendfreizeiteinrichtung. Doch gerade dort verbringen Jugendliche einen wesentlichen Teil ihres Tages – in einer Zeit, in der die Entwicklung der eigenen Geschlechtlichkeit und Persönlichkeit ganz oben auf der Tagesordnung stehen. Stärker als die meisten Erwachsenen sind sie im Prozess des Ausprobierens und im Spiel mit verschiedenen Identitäten. *Die Wichtigkeit einer Pädagogik, die ihnen dabei die Gleichwertigkeit unterschiedlichster Lebens- und Liebesweisen verdeutlicht, kann gar nicht überschätzt werden.*

Ein Umstand darf dabei nicht vergessen werden: Mädchenarbeit kann sich seit jeher auf feministische Diskussionen berufen. Dabei reichen die Ziele von Erweiterungen von Geschlechterrollen im Berufsleben bis zur Dekonstruktion zweigeschlechtlicher Identitätsvorstellungen. Hingegen gibt es für die geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen/jungen Männern immer noch nur wenige ausgearbeitete Konzepte, die nicht-vorgesehene Rollen, Berufe oder Verhaltensweisen als alternative Möglichkeit erscheinen lassen.

In der Praxis wird immer wieder deutlich, dass es keinen oder wenig Raum für Auseinandersetzungen über Geschlechterrollen oder für Jungen als normal geltende Verhaltensweisen gibt, zu denen zum Beispiel eine generell höhere Risikobereitschaft, ein höheres Selbst- oder Fremdverletzungspotential oder Gewalt als Lösungsstrategie für Konflikte gehören.

Erwachsene Menschen, insbesondere diejenigen, die im (sozial-) pädagogischen Bereich arbeiten, haben eine wichtige Vorbildfunktion, um Diskriminierungen nicht zu reproduzieren und den Jugendlichen einen respektvollen Umgang miteinander vorzuleben. Der Umsetzung dieses Vorhabens steht dabei oft die vermeintliche Dringlichkeit anderer Aspekte im Weg, wie etwa Schulabschlüsse, Ausbildungsplätze, familiäre, ausländerrechtliche und weitere Probleme.

Durch den Migrationshintergrund vieler Jugendlicher entsteht zusätzlich eine Unsicherheit bei den zumeist mehrheitsdeutschen Lehrer_innen, Jugendarbeiter_innen, Streetworker_innen und anderen Fachkräften, weil sie fürchten, im Zweifelsfall auf deren Argumente nicht antworten zu können. In den meisten Jugendclubs und in fast allen Schulen fehlen Pädagog_innen mit Migrationshintergrund, deren egalitäre Einstellungen und Verhaltensweisen von Jugendlichen als «authentisch» angesehen werden könnten.

Dabei wäre eine Pädagogik, die nicht nur Geschlechter, sondern auch Herkunft und andere Ausschlussmechanismen reflektiert, dringend darauf angewiesen, entsprechende Vorbilder in den eigenen Reihen zu repräsentieren. Wenn Pädagogik heute in Berlin jugendliche Migrant_innen (oder in gewissem Umfang auch Schwarze oder Roma-Jugendliche, die keinen Migrationshintergrund haben) zu eigenverantwortlichen Persönlichkeiten erziehen soll, müssen ihnen glaubhafte Identitäten vorgelebt werden, die sich im Alltag bewähren.

Für diese Publikation haben wir fast 60 Interviews mit Berliner Lehrer_innen an Grund- und Oberschulen und Oberstufenzentren, mit Sozialarbeiter_innen, Streetworker_innen und anderen pädagogischen und sozialpädagogischen Fachkräften durchgeführt. Bei unserer Befragung haben wir in erster Linie mit Personen und Einrichtungen aus den Bezirksteilen Kreuzberg, Tiergarten, Tempelhof, Schöneberg, Friedrichshain, Neukölln und Wedding Kontakt gehabt. Zum Vergleich haben wir die «Westbezirke» (Charlottenburg-Wilmersdorf, Reinickendorf, Spandau, Steglitz-Zehlendorf) und die «Ostbezirke» (Marzahn-Hellersdorf, Trepow-Köpenick, Lichtenberg, Pankow, Ex-Mitte, Friedrichshain) in unsere Befragung mit einbezogen. Des Weiteren wurden Gruppen- und Einzelinterviews mit Jugendlichen geführt.

Anmerkungen zu den Interviews und ihrer Darstellung

1. In den Interviews wurden die Fachkräfte allgemein zu den Rahmenbedingungen der Arbeit und des Umfeldes befragt, den Schwerpunkt bildeten aber die Jugendlichen, mit denen sie arbeiten. Wir fragten nach den Interessen der Jugendlichen, nach ihren Eltern und nach dem Verhältnis unter den Jugendlichen.
2. Weiter fragten wir, ob es in den Klassen, Jugendeinrichtungen oder -gruppen, um die es ging, schwule, lesbische oder Trans*-Jugendliche gebe. Besonderes Augenmerk legten wir auf Fragen nach schwulen-, lesben-, trans- und frauenfeindlichen Äußerungen sowie Handlungen bis hin zu erlebten Gewaltsituationen.
3. Vor dem Erfahrungshintergrund der Vereinsarbeit von GLADT, den Aussagen des Tandempartners Migrationsrat Berlin-Brandenburg und den Gesprächen mit Kooperationspartnern bietet es sich an, Sexismus und Homophobie in ihren Wechselverhältnissen untereinander und vor allem im Kontext von Rassismus zu analysieren. Daher wurden im Interviewverlauf auch Fragen nach rassistischen Äußerungen und Handlungen gestellt, und wahrgenommene Diskriminierungserfahrungen der Jugendlichen wurden mit einbezogen.
4. Wir befragten die Fachkräfte nach ihren Einschätzungen zu Wertvorstellungen und der Rolle der sogenannten «Ehre»¹⁶ – die entsprechende Medien-Debatte hat mittlerweile auch ihren Weg zu den Jugendlichen gefunden –, um bewerten zu können, inwiefern Männlichkeitskonstruktionen und reproduzierte Geschlechterverhältnisse eine Rolle spielen. In diesem Zusammenhang interessierten uns auch geschlechts-, schicht- und herkunftsspezifische Unterschiede. Im Anschluss befragten wir die Fachkräfte nach ihren und in den Einrichtungen üblichen Handlungsstrategien in Problemsituationen sowie nach etwaigen Handlungsunsicherheiten.
5. Um die zukünftige Zusammenarbeit mit den Fachkräften so bedarfsgerecht wie möglich gestalten zu können, befragten wir diese schließlich nach ihren persönlichen Vorstellungen hinsichtlich gelingender Sensibilisierung und Aufklärung im Bezug auf Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung in schulischen/schulbezogenen und außerschulischen Bereichen, aber auch im Bezug auf die Zusammenarbeit mit Eltern.
6. Obwohl die Interviews leitfadengestützt durchgeführt wurden, haben sich im Gesprächsverlauf personen- und einrichtungsspezifische und andere Besonderheiten ergeben, denen wir nachgegangen sind.
7. Wo es von Bedeutung ist, wird im Folgenden darauf hingewiesen, welchen Hintergrund die Person hat (mehrheitsdeutsch/migrantischer Hintergrund etc.).

¹⁶ Wir weisen explizit darauf hin, dass der Begriff der «Ehre» von unterschiedlichen Menschen unterschiedlich verstanden wird. Ausschlaggebend für die momentanen Füllungen des Begriffs scheint aufseiten der Jugendlichen wie auch der pädagogischen Fachkräfte immer die Medienberichterstattung zu sein. Dabei wäre es wichtig, eine Arbeitsdefinition zum Beispiel für die eigene Einrichtung zu erstellen – vielleicht sogar in Zusammenarbeit mit den Jugendlichen selber.

Ergebnisse

Vor allem vor dem Hintergrund dreier Bedenken erhebt diese Befragung explizit keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Repräsentativität.

1. Es wurden Personen befragt, die bereits zu den Themen Sexismus und Homophobie sensibilisiert waren, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung. Trans*-Personen waren weder unter den Fragenden noch unter den Befragten vertreten, es wurde aber immer nach Wahrnehmungen von transfeindlichen Einstellungen oder Äußerungen gefragt.
2. Auch wenn es parallel Interviews und Gespräche mit Jugendlichen gegeben hat, sind es hier – wie so oft – Erwachsene, die *über* Jugendliche sprechen. Dies ist deswegen so wichtig anzumerken, weil weit über 90 % der Lehrkräfte und eine ähnlich hohe Zahl der festangestellten Jugendarbeiter_innen und Streetworker_innen in Berlin keinen «Migrationshintergrund» haben, was häufig genug zu Entfremdungsprozessen zwischen Jugendlichen und pädagogischen Fachkräften führt. Die Art, wie Pädagog_innen Jugendliche wahrnehmen (inklusive ihrer sozialen, politischen, ökonomischen und vor allem auch familiären Situation), ist immer mitgeprägt durch Identifikationen und Zuschreibungen von «Wir» und den «Anderen». Die ausgewählten Zitate im folgenden Textteil demonstrieren allzu gut, wie sehr die Konstruktion des «Clashes der Kulturen» sich als Alltagsrealität auf der Mikroebene manifestiert. Hinweise wie «Das hat aber nichts mit der Kultur zu tun», «ohne das jetzt zu verallgemeinern» etc. hörten wir oft, ohne je danach gefragt zu haben.
3. Es handelt sich hier um Erfahrungen einzelner Pädagog_innen und deren subjektive Einschätzungen, die nicht automatisch ein Gesamtbild ergeben. Die Auswahl der Zitate, ihre Anordnung und vor allem auch die auswertende Kommentierung ist durch GLADT erfolgt, einen Verein, der in der Initiativen-Landschaft Berlins spezifisch verortet ist. Andere Vereine hätten dasselbe Datenmaterial anders analysiert. Dass wir auf weitere Kommentierung verzichtet haben, war eine bewusste Entscheidung, um das Feld der Praxis sprechen zu lassen. Es handelt sich dabei nicht notwendigerweise um die Meinung der Autor_innen oder von GLADT e.V.

«Jungs sind der Entwicklung im Vergleich zu Mädchen hinterher. Sie sind eher verspielter. Berufswünsche sind ähnlich qualifiziert, oft auch selbstüberschätzt. Sie wollen Arzt oder Anwalt werden, doch viele werden ihr Abitur nicht schaffen. Die Schwierigkeiten beginnen bereits in der achten oder neunten Klasse. Die Jungs werden schon um den Realschulabschluss kämpfen müssen.»

Lehrer an einem Gymnasium in Wedding

1. Die Jugendlichen

Die Jugendlichen, mit denen die von uns befragten Fachkräfte arbeiten, sind meist im Alter zwischen zwölf und 24 Jahren. Seltener handelte es sich um Kinder von fünf bis zehn Jahren. Die meisten von ihnen haben familiäre Bindungen in die Türkei oder arabischsprachige Länder und Regionen, wobei die große Mehrheit von ihnen in Deutschland geboren ist. Den befragten Lehrer_innen fällt auf, dass es Schwierigkeiten, sich auszudrücken, sowohl in der Erstsprache wie auch in der Zweitsprache gebe¹⁷. Das erschwere die Kommunikation, der

¹⁷ Wir gehen davon aus, dass der Begriff «Erstsprache» das alte Phänomen «Muttersprache» adäquater beschreibt. In einer Stadt-Gesellschaft, in der mehrsprachige Elternhäuser, alleinerziehende Elternteile mit wechselnden Partner_innen etc. auf der Tagesordnung stehen, ist es nicht mehr (nur) die Sprache der leiblichen Mutter eines Kindes, die über seine Sprachkompetenz entscheidet. Die Zählung nach Einwanderungs-

Erfolg in der Schule sei geringer, und die Jugendlichen seien sowohl dem Spott ihrer «Landsleute» als auch dem der Deutschen ausgesetzt.

Das Bildungsniveau der Jugendlichen und ihrer Familien liege meist im unteren, selten im mittleren Bereich. Viele Pädagog_innen aus der Jugendarbeit wiesen darauf hin, dass jugendliche Migrant_innen überdurchschnittlich von offenen Angeboten, aber kaum von projektbezogenen Angeboten erreicht werden. Viele der Heranwachsenden, die Schwierigkeiten haben, eine Perspektive für ihre private und berufliche Zukunft zu entwickeln, versuchten eine Art «Ghettofassade» aufrechtzuerhalten, um über ihre eigenen Unsicherheiten hinwegzutäuschen. Einer der Befragten sagte – übereinstimmend mit vielen anderen –:

«Ich habe das Gefühl, dass sie schon in der Richtung [Bildung] einiges aufgegeben haben. Was ich von Leuten mitbekomme, die hier leben, ist: Wie mache ich schnell Geld? Mit welchen Mitteln? Und die Mittel, legal oder illegal, sind nicht so wichtig. Viele glauben, dass sie mit mehr Geld auch mehr Macht haben. Mehr oder weniger stimmt es ja auch. Geld ohne Bildung bringt dich aber nicht weiter. Vielen ist das nicht wirklich bewusst.»

Diese Aussage gibt auch Aufschluss darüber, wie die *Werte der Heranwachsenden* von Pädagog_innen interpretiert werden. Was weitere Vorstellungen der Jugendlichen bezüglich ihrer Zukunft angeht, fällt auf, dass sie in mancher Hinsicht konservativer werden: Jugendliche wollen nicht so werden wie ihre Eltern – und trotzdem gibt es Tendenzen, dass «die [so konservativ] sind, wie ihre Eltern nie sein wollten». Es falle auf, dass es wieder mehr Jugendliche gebe, die Sex vor der Ehe ablehnen und die den prinzipiellen Willen haben, eine (heterosexuelle) Ehe einzugehen.¹⁸ Außerehelicher Geschlechtsverkehr gehöre genauso auf die «neue alte Tabuliste» wie das Ausbrechen aus althergebrachten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen.

Zu den Vorbildern und Berufswünschen der Jugendlichen sagt ein Interviewpartner: «Bushido, Sido und so sind die Vorbilder.» Und ein anderer aus einer Jugendfreizeiteinrichtung ergänzt: «Die Jungs sind bildungsferne Straßenjungs mit relativ hohem Aggressionspotential.» Sie versuchten mit ihrem Erscheinungsbild, ihrem Verhalten und ihren Wünschen den Vorbildern nachzueifern; sie wollten genauso «coole» und starke Machos werden. Die jungen Männer haben Angst, verletzlich zu wirken; zu Gefühlen haben sie eine innere Distanz:

«Schwächen dürfen nicht gezeigt werden. Wenn ich meinen schwachen Punkt zeige, heißt das, dass er irgendwann mal ausgenutzt wird. Wenn ich auf die Straße gehe, bin ich ein starker Mann. Wenn du etwas tust und dich z.B. als Schwuler offen zeigst und Stärke zeigst, dann will keiner dagegen antreten, und jeder hält sich zurück. Und wenn du auf der Straße bist und Schwäche zeigst, dann hast du verloren. Wenn du schwach bist,

Generationen, die hier häufig bemüht wird, funktioniert – im Bezug auf Sprachkompetenz/en – nicht: Heiratsmigration führt dazu, dass eine lineare Zählung («Die sind jetzt schon 50 Jahre hier und sprechen immer noch kein Deutsch!») keinen Sinn ergibt. In der Rede über Migrant_innen-Kinder und -Jugendliche sollte darauf geachtet werden, dass Deutsch sehr wohl «Erstsprache» als auch «Muttersprache» sein kann.

¹⁸ Die Eingetragene Lebenspartnerschaft, die gleichgeschlechtliche Paare eingehen können (auch als «Homo-Ehe» bekannt), ist als Rechtsinstitut nicht dasselbe wie die Ehe, deren Privilegien weiterhin zum größeren Teil nur gemischtgeschlechtlichen Paaren zustehen.

kann es dazu führen, dass du angemacht wirst – egal, ob du schwul oder lesbisch oder hetero bist.»

Dabei sind es gerade die «auffälligen» Jugendlichen, die große Ängste haben, wie ein Lehrer zu berichten weiß:

«Oft aufsässige Jugendliche haben Angst vor dem Leben nach der Schule. Beim Berufspraktikum sind sie sehr engagiert. Das können sie aber nicht auf die Schule übertragen. Im Praktikum entwickelte Berufsvorstellungen dienen nicht als Ansporn, in der Schule besser zu werden. Die Jugendlichen führen ein Leben unter der Käseglocke. Die Schule ist ihre Phantasiewelt. Im Betrieb kann man ganz anders mit ihnen umgehen, da sind sie von der Gruppe getrennt. In der Gruppe mimen sie den Helden.»

Ein anderer befragter Lehrer führt weiter aus:

«Jungs sind der Entwicklung im Vergleich zu Mädchen hinterher. Sie sind eher verspielter. Berufswünsche sind ähnlich qualifiziert, oft auch selbstüberschätzt. Sie wollen Arzt oder Anwalt werden, doch viele werden ihr Abitur nicht schaffen. Die Schwierigkeiten beginnen bereits in der achten oder neunten Klasse. Die Jungs werden schon um den Realschulabschluss kämpfen müssen.»

Daran zeige sich, wie Wunsch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Den Jugendlichen ist in ihrem Alter oft noch nicht die Härte des Ausbildungs- und Arbeitsmarkts bewusst. Eine Mitarbeiterin einer Jugendfreizeiteinrichtung sagt: «Viele nehmen das Leben zu locker und denken, dass es schon irgendwie werden wird.» Auf der anderen Seite scheinen einige Pädagog_innen strukturelle Diskriminierung zu «locker» zu nehmen. Die Mitarbeiterin einer Jugendeinrichtung in Mitte: «Wir hatten gerade erst gelernt, «bildungsfern» zu sagen – und jetzt sollen wir uns schon wieder umgewöhnen. Seit der ersten PISA-Studie 2001 sagt es ja sogar die Bundesregierung: Wir haben keine Bildungsferne, sondern eine Bildungsbenachteiligung.»

«Damit die Tür nicht ganz zugeht, muss man mit ganz kleinen Schritten vorangehen. Sonst verlieren die Eltern das Vertrauen. Man muss für Eltern und Jugendliche trotzdem noch in ihrer Welt bleiben. Es darf nicht zu abstrakt für sie werden. Wenn sie merken, dass man ihre Welt verlässt, blockieren sie. Dann sind sie nicht mehr ansprechbar.»

Streetworkerin aus Tiergarten

Meistens bilden sich *geschlechtshomogene Freundschaften*. Der Lehrer einer Grundschule fasst die Ansichten der Kinder zusammen: ««Jungs sind cool, Mädchen sind schwul», sagen die Jungs öfter. Sie spielen auch mit Puppen wie die Mädchen, aber sie reißen ihnen die Köpfe ab oder werfen die Puppen ins Feuer. Auch die ruhigeren Jungs benehmen sich wie die anderen Männer.» Werden sie älter, vertieft sich diese Kluft:

«Unsere Mädchen und Jungen wollen wenig miteinander zu tun haben. Das sind meist Zweckgemeinschaften für Partys, erste sexuelle Erfahrungen und so. Die Jungen, die wir betreuen, sind sehr verschlossen. Mädchen wollen mehr reden und öffnen sich mir und meinen Mitarbeiterinnen. Jungen hängen viel lieber mit ihrer coolen Clique ab als mit Mädchen, die sie langweilig finden.»

Die Mehrheit der Befragten hält es für enorm wichtig, dass sich die Wege der Jugendlichen mit Menschen kreuzen, die anders sind als sie. Für Grundschulkinder, aber auch für ältere, sei es wichtig, Berlin und in der Folge auch Deutschland zu erkunden, um unterschiedliche

Menschen und Lebensrealitäten kennenzulernen. Gemeinsame Freizeitaktivitäten mit und ehrenamtliche Hausaufgabenbetreuung durch Menschen, die vermeintlich «anders» sind, seien gute Möglichkeiten für offenen Umgang und das Wecken von Neugier auf Lebensweisen, die von den eigenen Normen abweichen.

Der Leiter eines Nachbarschaftshauses sagte:

«Der Kontakt ist wichtig. Die ehrenamtlichen Betreuer sind meist der einzige Kontakt zur Außenwelt. Unsere Betreuer engagieren sich sehr, machen viele Unternehmungen mit den Kindern und Jugendlichen. Viele von ihnen haben nie zuvor das Brandenburger Tor gesehen. Das ist schlimm.»

Nach Ansicht einiger Befragter liege *Streitigkeiten und Gewalt* eine innere emotionale Distanz zugrunde. Die werde durch Annäherung an andere Menschen gebrochen. Derselbe Leiter weiter: «Die Jugendlichen lernen den Umgang mit Menschen, die anders sind. Unsere Betreuer sind meist ältere Damen. Vor denen haben sie Respekt.»

Einem anderen Gesprächspartner, der in einer Jugendeinrichtung in Schöneberg arbeitet, fehlen *Freizeitangebote*, die früher sowohl von Eltern als auch von Kindern und Jugendlichen gern genutzt wurden: «Früher konnte man in Ferienlagern neue Bekanntschaften mit Jugendlichen machen, die nicht aus demselben Stadtteil kamen. Ich frage mich, wie unter den heute gegebenen Umständen eine Mischung entstehen kann.»

Auf die *Frage, ob es (offen) schwule Jungen, lesbische Mädchen oder Trans*-Jugendliche gebe*, antworten fast alle Befragten einstimmig: «Die würden sich auch nie outen, nehme ich mal an.» Ein anderer Befragter aus Friedrichshain sagt lachend: «Was denkst du, wo wir hier sind! Wir hören schon was von außen, aber ob das immer so stimmt, weiß man nicht genau. Wenn ich darüber nachdenke, mache ich mir schon Sorgen, wie sie damit klarkommen.» Ein weiterer Befragter gab an, dass viele Jugendliche mit Migrationshintergrund um ihre zugeschriebene Attraktivität in der Schwulenszene wissen, und vermutet, dass es einige «seiner» Jungen gibt, die sich prostituieren. Ein Anzeichen dafür sei unter anderem, dass sie mehr Geld zur Verfügung hätten als andere.

Um sich vor den Attacken anderer zu schützen, entwickeln Kinder und Jugendliche, die mit ihrem Verhalten und ihrer Art aus der Norm fallen, vielerlei Strategien. Eine Streetworkerin sagt:

«Die Jungs, von denen wir glauben, dass sie eine schwule Neigung haben, die haben sich Strukturen angeeignet, dass sie sehr sadistisch sind. Einer quält Tiere, der andere spielt den großen Macker und schlägt gern jüngere Kinder. Wir vermuten, dass es ein Ventil ist, um mit dem inneren Konflikt, den sie nicht in Worte fassen können, klarzukommen.»

Es fehle den Jugendlichen am nötigen Mut und an der nötigen Stütze. Der Leiter einer Jugendfreizeiteinrichtung sagt: «Durch verbale Diskriminierungen würde es niemand offen zugeben. Die, die eine Neigung feststellen würden, würden wahrscheinlich nicht mehr in die Einrichtung kommen.» Der soziale Druck scheint so groß, dass sich ihm die meisten beugen müssen. Der Mitarbeiter einer Jugendbildungsstätte sagt: «Sehr selten haben wir die Jugendlichen, die offen damit klarkommen.»

2. Familie

Die große Mehrzahl der Familien, aus denen die Kinder und Jugendlichen kommen, werden als «traditionelle Großfamilien» wahrgenommen, meistens noch mit einem Adjektiv versehen, dass die «ethnische» oder «nationale» Zugehörigkeit ausdrückt. Sechs und mehr Kinder seien keine Seltenheit, vier und weniger bildeten die Ausnahme. Es seien diese «traditionellen» Familienstrukturen, in denen die Jüngeren das Leben, was die Älteren vorgeben. Man müsse – neben dem Phänomen der Migration – vor allem auch die Familienstrukturen besser verstehen lernen: Weit ausgeprägter als in deutschen Familien seien die Aufgaben, Erwartungen, Freiräume und Grenzen der einzelnen Familienmitglieder aufgrund ihres Geschlechts festgelegt. Um das Kollektiv zu schützen und funktionsfähig zu halten, seien alle Familienmitglieder mit einer enormen Erwartungshaltung konfrontiert. Einer der Befragten aus Neukölln:

«Es gibt Rollenverteilungen in der Gesellschaft. Jeder weiß, was seine Rolle ist, und diese Rollen sind sehr stark festgelegt. Ob sich die Menschen darin wohl fühlen, ist egal. Auch die Männer sind nicht unbedingt glücklich damit. Aber irgendwie sind sie mit ihrem Geschlecht auf die Welt gekommen, und von ihnen wird das erwartet, was die Rolle verlangt. Hier spürt man auch die starke Trennung der Geschlechter. Der soziale Druck hier ist auch unheimlich groß. Man schafft es kaum, hier auszubrechen. Weil das keine individuelle Gesellschaft ist, sondern ein Kollektiv. Die Frau ist zu Hause und kümmert sich um alles. Der Mann verdient das Geld, egal wie. Die jungen Mädchen werden schon darauf vorbereitet, und die Jungs kontrollieren alles und passen auf die Schwestern auf. Durch die gute Erfüllung der an sie gerichteten Erwartungen bekommen die jungen Männer meist die einzige Anerkennung.»

Wie die Geschlechterhierarchie und ihre Kontrolle innerhalb der Familien funktioniert, weiß auch eine Streetworkerin zu berichten:

«Erstmal sind Mädchen sowieso nicht so viel wert wie Jungs. Auch die Eltern sagen, dass Mädchen nicht so viel wert sind. Dementsprechend verhalten sich auch die Jungs. Die Mädchen müssen alles machen, wohingegen die Jungs als kleine Paschas herangezogen werden. Kleinere Jungs müssen auf größere Schwestern aufpassen, dass ja nichts Unsittliches passiert. Das kann der Sechsjährige bei der Zwölfjährigen sein. Für den Jungen ist das sehr schwierig. Er meint dann, richtig Pascha spielen zu müssen. Öfter lassen sie sich auch nichts von mir oder meinem Kollegen sagen. Sie meinen dann, sie haben das Bestimmungsrecht, weil die Eltern es so gesagt haben. Wir versuchen dann mit den Eltern zu reden.»

Andere Befragte stimmen zu, dass der Einfluss der Familien nicht zu unterschätzen sei. Der Leiter eines Nachbarschaftshauses vermutet, dass das, was in der Familie im Kleinen vor sich geht, auch in der Community weitergelebt werde: «Diejenigen, die in einem männerdominierten Elternhaus ihre Erziehung bekommen haben, wollen das auch außerhalb der Familie weitergeben.» Selten seien die Bestrebungen eines Individuums so beharrlich, dass das Kind, das in einem solchen Elternhaus aufwächst, den Bruch mit der Familie und der Community wage. Keiner kennt diese jungen Leute wirklich, man kenne sie nur vom Hörensagen: «Ab

und zu hören wir von solchen, die aus ihrer vorgeschriebenen Rolle ausgebrochen sind und diesen Schritt gewagt haben. Das passiert aber sehr selten.»

Nichtsdestoweniger gebe es das Bedürfnis nach einem Privatleben, von dem die Eltern nicht alles wissen, bei den meisten Jugendlichen. Sie hätten ein Interesse daran, neue Dinge und Gegebenheiten kennenzulernen, und das schaffe Freiräume in der Jugendarbeit. Dies verlange aber auch Vertrauen zwischen den Jugendlichen und den Fachkräften. Die Leiterin einer Jugendfreizeiteinrichtung sagt:

«Wir machen auch Aufklärungsveranstaltungen. Das sagen wir den Eltern aber nicht, und so wollen es die Jugendlichen auch. Die Eltern würden es ihren Kindern verbieten, dann zu uns zu kommen. Und die Jugendlichen haben viele Fragen und sind sehr interessiert. Wenn wir das nicht machen, wer sonst? Die Eltern sicher nicht. Die wurden ja auch nicht aufgeklärt.»

Weiter sind sich die Befragten einig, dass es mehr Leute mit Migrationshintergrund geben müsse, die an Schulen und in Jugendfreizeiteinrichtungen arbeiten. Für die Eltern fehlten oft sprachkompetente Ansprechpersonen, die sie aufgrund ihrer Traditionen und Wertvorstellungen besser verstehen würden als deutsche Kolleginnen und Kollegen. Eine befragte Lehrerin sagt: «Die Eltern sind zum Teil sehr misstrauisch gegenüber deutschen Fachkräften.» Diese Meinung teilt eine befragte Streetworkerin nur bedingt:

«Ich habe nicht das Gefühl, dass die Familien uns als ‹deutsche Kartoffeln› sehen. Sie haben vielleicht sogar ein Stück weit mehr Vertrauen, weil mehr Distanz da ist. Wir sehen sie nicht als Verräter an, wenn sie sich uns öffnen. Was schwieriger ist, sind Erziehungstipps an die Eltern. Dann sagen sie oft, dass wir ja Deutsche sind und ihre Religion und Traditionen nicht verstehen.»

Um bestehende Bilder tiefgreifend zu hinterfragen, herrsche großer Bedarf an *Arbeit mit Vätern*. Diese müssten stärker sensibilisiert werden. Pädagogische Fachkräfte müssten Familienvätern andere Strategien zur Konfliktlösung nahelegen, die diese akzeptieren und verinnerlichen könnten. Eine große Mehrheit der Befragten spricht sich für mehr Vater-Sohn-Projekte aus. So wie in der Jugendarbeit ein neuer Fokus auf Jungen gelegt werde, müsse in der Arbeit mit Erwachsenen ein neuer Fokus auf Väterarbeit gelegt werden. Einer der Befragten sagt, dass Männer in der «Landschaft» rar seien:

«Wenn man schaut, wie viel Menschen Veränderung suchen, dann findet man mehr Frauenvereine. Die eher sind bereit, etwas in Frage zu stellen.»

Bei weiblichen Fachkräften fällt auf, dass sie ihre Position in der Regel als grundlegend schwieriger empfinden. Sie haben das Gefühl, dass Eltern wie Jugendliche mit Migrationshintergrund sich von ihnen nichts sagen lassen wollen. Sie haben ferner das Gefühl, für männliche Jugendliche weniger wert zu sein und oft nicht respektiert zu werden:

«Bei den Kindern muss ich mich als Frau nicht extra beweisen. Sie haben mich mittlerweile akzeptiert. Bei den Eltern ist das leider noch nicht so. Mit den Vätern habe ich große Probleme. Da fahren wir aber auch oft die Strategie: ‹Was wollen wir erreichen und wer spricht mit wem?› Oft spricht also mein Kollege mit den Vätern, weil mir nicht zugehört wird. Mir wird auch selten die Hand gegeben. Ich setze mich eher mit den

Müttern und auf einer emotionaleren Ebene zusammen. Da kommen nebenbei auch ganz andere Sachen heraus, z.B. warum Mütter sehr oft hilflos sind. Weil sie etwa mit ihrer eigenen Zwangsverheiratung nicht klarkommen. Ganz viele werden aus ihrem gewohnten Umfeld herausgerissen, werden nach Deutschland gebracht, dort verheiratet, bekommen Kinder, die nicht aus Liebe entstanden sind, und können oft keine emotionale Beziehung zu ihnen aufbauen. Die Kinder sind da, werden irgendwie gepflegt, und mehr geht nicht.»

Ein weiteres Problem sei, dass sich «bildungsferne» Familien meist nur in ihrem Kiez bewegen, was im Osten wie im Westen gleichermaßen zu beobachten sei, unter Migrant_innen wie auch unter Alteingesessenen. Ein Befragter sagt ganz allgemein: «Die Berliner Gesellschaft ist wie Ölblasen im Wasser. Jede Gruppe ist für sich.» Kämen die Familien einmal aus ihrem Wohnumfeld heraus, würden sie in ihrem Alltag Menschen begegnen, die nicht so sind wie sie, ihr Blick würde sich öffnen, und ihre Toleranzgrenzen könnten sich erweitern. Auch die Inanspruchnahme von Freizeitmöglichkeiten würde dem förderlich sein. Der Mitarbeiter eines pädagogischen Projektes, das sowohl in Ost- als auch in Westberliner Bezirken mit Jugendlichen arbeitet, bestätigt dies: «Die ökonomische Entwicklung sorgt dafür, dass überall in der Stadt bestimmte Gruppen abgekoppelt werden.» Wenn eine Familie sich jedoch stets in ihrer kleinen Gemeinschaft bewege, verschließe sie sich der Welt und neuen Eindrücken. Ein fast schon automatisierter, apathischer Alltag lähme die Gedanken. Man dürfe die Eltern allerdings nicht mit eigenen Anliegen überfordern. Die Leiterin einer Jugendfreizeiteinrichtung sagt:

«Die Ehre ist das einzige, was sie noch in der Hand haben. Sie haben keine Ausbildung, sie haben kein Kapital, keinen Job, keine Anerkennung. Die Anerkennung steht ganz oben, die fehlt am meisten. Sie haben absolut nichts. Was sie haben und was ihnen niemand wegnehmen kann, ist die Ehre. Wie Ehre aussieht und was sie ist, ist etwas anderes, aber sie haben sie. Meiner Meinung nach ist das das einzige, worauf sie stolz sind. Und das ist deren «Festung».»

Mitarbeiter eines Jugendprojekts in Neukölln

«Damit die Tür nicht ganz zugeht, muss man mit ganz kleinen Schritten vorangehen. Sonst verlieren die Eltern das Vertrauen. Man muss für Eltern und Jugendliche trotzdem noch in ihrer Welt bleiben. Es darf nicht zu abstrakt für sie werden. Wenn sie merken, dass man ihre Welt verlässt, blockieren sie. Dann sind sie nicht mehr ansprechbar.»

Einer der Befragten weiß nicht, wie es wäre, wenn jemand aus der eigenen Community offen schwul sein würde, da «jedes Abweichen von der Norm untersagt ist». Ein Deutscher habe damit weniger Probleme. Er müsse sich nur behaupten. Nach wie vor halte sich das Gerücht «Bei uns gibt's das nicht. Das gibt's nur bei den Deutschen.»

3. «Ehre»

Der Begriff der «Ehre» hänge wie eine dichte Wolke über allem und setze den einzelnen jungen Heranwachsenden unter einen enormen Druck, der von den Familien und der Community ausgeübt und aufrechterhalten wird:

«Die Jungs übernehmen gerne die Männerrollen und das, was weitergegeben wurde. Daher gehört es auch dazu, die Ehre zu verteidigen. Wenn sie es nicht tun, dann sind sie schwul! Es wird von ihnen verlangt, für die männlichen Werte zu stehen.»

Doch was wird eigentlich unter «Ehre» verstanden? Der Mitarbeiter eines Jugendprojektes zeigt die Unterschiede auf:

«Das sind unbewusste Dinge, die da stattfinden. Ich glaube, Ehre bedeutet in Deutschland etwas anderes als in der Türkei. Die Menschen schaffen etwas, um Anerkennung, Sicherheit und ein Selbstwertgefühl zu haben. Und Ehre ist etwas, was die Muslime von den Deutschen unterscheidet. Das ist sehr wichtig. Ich glaube, die meisten wissen nicht, was Ehre ist. Sie wissen nur, wann sie in Gefahr ist. Wir haben mit unseren Jugendlichen versucht, Ehre zu definieren. Sie wussten ganz genau, wann die Ehre in Gefahr war, aber sie wussten nicht, was Ehre überhaupt ist. Für mich ist Ehre Würde. Und meine Würde wird nicht verletzt, wenn meine Schwester einen Freund hat. Bei ihnen ist es etwas anderes: Es geht um Sexualität, um Respekt vor meiner Familie und um die Kontrolle von gesellschaftlichen Gesetzen. Da draußen versuchen sie, mit dem Begriff der Ehre Lücken zu stopfen. Wenn Du in eine Schule gehst und fragst, was Ehre ist, dann sagen sie, dass das Deutsche sowieso nicht verstehen. Aber sie verstehen es auch nicht.»

Viele der Befragten sagen, dass sich alles und zu jeder Zeit um die «Ehre» und ihre Bewahrung drehe. Sie habe bei den Jugendlichen eine so große Bedeutung, weil sie wenige oder keine Perspektiven im Leben hätten:

«Die Ehre ist das einzige, was sie noch in der Hand haben. Sie haben keine Ausbildung, sie haben kein Kapital, keinen Job, keine Anerkennung. Die Anerkennung steht ganz oben, die fehlt am meisten. Sie haben absolut nichts. Was sie haben und was ihnen niemand wegnehmen kann, ist die Ehre. Wie Ehre aussieht und was sie ist, ist etwas anderes, aber sie haben sie. Meiner Meinung nach ist das das einzige, worauf sie stolz sind. Und das ist deren «Festung».»

Frage man die Jugendlichen genauer, gehe es letztlich darum, sich durchzusetzen: «Es wird gerne mit zweierlei Maß gemessen. Was man selbst macht, wird anders bewertet als das, was andere machen.» Nicht selten diene der Begriff der «Ehre» auch als Legitimation von Gewalt, einem ihnen bekannten und vermeintlich bewährten Mittel der Konfliktbewältigung: «Du hast meine Ehre beleidigt.» Die Jugendlichen könnten Widerspruch und Opposition nicht aushalten, sie versuchten Konflikten mit den Werten der Mehrheitsgesellschaft aus dem Weg zu gehen. Dadurch werde es sehr erschwert, in der hiesigen Gesellschaft «zu landen».

Auch hier sind sich die Befragten weitestgehend einig: «Die Jugendlichen müssen lernen, dass sie für sich selbst verantwortlich sind.» Individualismus und die Schaffung einer eigenen Persönlichkeit stellten Grundbausteine dar, um von der Wichtigkeit einer vermeintlichen «Ehre» Abstand zu nehmen. Es sei ratsam, mit den Jugendlichen bei den «Basics dieser Gesellschaft» und ihren «Werten» anzufangen. Den Begriff der «Sünde» solle man aus der Erziehung verbannen; das übe zu viel Druck auf das Individuum aus und führe zu Angst bei den Jugendlichen.

Ein befragter mehrheitsdeutscher Lehrer dazu:

«Ehre ist ganz wichtig. Auf der anderen Seite ist das ein Begriff, der ganz schwer zu fassen ist und den die Jugendlichen nie hinterfragen. Sie wissen

aber genau, was die Ehre verletzt. Was in vielen Köpfen drin ist, ist, dass es keine Alternative dazu gibt, die Ehre zu verteidigen. Man fühlt sich verletzt und provoziert, und dann setzt ein Automatismus ein, der ihnen vermittelt wurde. Ehrverletzung, daraus folgt ein Anspruch der Wiederherstellung der Ehre in Form von Gewalt. Anders kann man sie nicht wiederherstellen. Dann wird das durchgeführt, allein oder mit Helfern, und zwar um jeden Preis. Man kann nicht mit dieser Beleidigung und der vermeintlichen Ehrverletzung leben, weil man einem Gesichtsverlust ausgesetzt ist. Der einzelne ist also auch einem immensen Druck ausgesetzt, diesen Ehrverlust mit einer Gewalttat zu kompensieren. Man muss also die Leute sensibilisieren und ihnen zeigen, dass es Alternativen gibt. Aber das alles ist so verwurzelt bei vielen. Da spielen Rollenerwartungen mit hinein. Denen, die bloß mitmachen, muss man klarmachen, dass sie sich mitverantwortlich machen für Gewalttaten. Das betrifft auch Mädchen. Wenn sie z.B. von einem anderen Mann angeguckt werden, erwarten sie, dass ihr Freund ihre Ehre verteidigt. Ich vermisse bei vielen Schülern ein Verantwortungsbewusstsein für das eigene Handeln. Viele bekommen durch die starken Familienverbände, in denen ihre Position stark definiert ist, beigebracht, dass sie agieren sollen, wie andere es von ihnen erwarten. Wenn sie dann plötzlich selbst entscheiden müssen, sehen sie keine Handlungsspielräume, sondern sie kennen nur die Regeln, nach denen sie automatisch handeln. Man muss ihnen beibringen, dass sie ein Recht auf Freiheit und Individualität haben, das aber angeknüpft ist an eine Verantwortung für ihr eigenes Handeln. Und die Entscheidung kann ihnen niemand abnehmen. Wenn ich jemanden schlage, bin ich es allein, der die Verantwortung trägt. Nicht die Familie und niemand sonst. Es ist ganz allein meine Verantwortung. Freiheit ist ein Wert, den viele Kollegen bei den Jugendlichen vermissen. Wenn man sie danach fragt, kommt Freiheit bei ihren Werten nie vor. Daraus folgt fast automatisch der Mangel an Verantwortungsbewusstsein.»

Interessant im Zusammenhang mit Ehrvorstellungen erscheint auch, dass türkei- wie arabischstämmige *deutsche* Jungen sexuell meist nur mit weißen deutschen, christlich sozialisierten Mädchen aktiv seien, um die «eigenen» Mädchen «rein» zu halten und zu schützen. Herkunft, Geschlecht und Sexualität spielten hier stark ineinander. Nach wie vor setzten es sich viele zum Ziel, später eine Jungfrau aus der eigenen Community bzw. dem Heimatland der Eltern zu heiraten, womit die «deutschen Schlampen», die ihnen sexuelle Erfahrungen überhaupt erst ermöglichten, gleichzeitig abgewertet würden. Geschlecht habe hier eine «Nationalität», ebenso wie bei Herkunftsn auch immer vergeschlechtlichte Zuschreibungen mit im Spiel seien.

Eine Streetworkerin ohne Migrationshintergrund führt diesbezüglich weiter aus:

«Ehre ist ganz wichtig. Gerade bei den Jungs, deswegen müssen sie die ganze Familie und besonders die Schwestern schützen. Mädchen laufen schnell Gefahr, die Familienehre zu beschmutzen. Man bekommt das Gefühl, dass die Mädchen schuld an allem sind. Die Ehre wird nicht selten auch mit Gewalt verteidigt. Hier im Kiez gab es schon Messerstechereien, weil ein Mädchen zu lange einen anderen Jungen angesehen hat. Die

Brüder sitzen mittlerweile im Knast. Eine Form von Reue kann man allerdings nicht erkennen. Sie sind fest der Meinung, etwas Gutes getan zu haben.»

Man müsse Grenzen setzen und dürfe nicht wegschauen: «Es ist auch wichtig, dass ich als Frau das sage. So merken sie, dass ich als Frau auch etwas zu sagen habe und nicht einfach gehorche. Vor allem ist es aber wichtig, dass ich mich als Streetworkerin damit auseinandersetze.»

Doch wie kann man die Bedeutung der Ehre in etwas Positives umkehren, wie den Jugendlichen verdeutlichen, dass «Ehre» mehr sein kann, als die Jungfräulichkeit der Schwester zu schützen und den Ruf der Familie zu wahren? Zuallererst müsse man in Gesprächen klären, wie die Jugendlichen Ehre, Respekt und andere Begriffe in diesem Kontext definieren, denn «Respekt ist etwas Positives». Für die Jugendlichen gehe es viel zu oft nur um Macht und Kontrolle über andere. Ihnen müssten neue Wege der Konfliktlösung aufgezeigt werden. Der Begriff der Ehre erscheine ausgereizt:

«Es geht immer um die Ehre, da sie ja in unserer Gesellschaft eine sehr große Rolle spielt. Also, was spielt in unserer Gesellschaft eine große Rolle? Ehre, Religion, Vaterland – und das heißt: Wenn ich in dieser Richtung einen Menschen beschimpfe, dann werde ich ihn auf jeden Fall verletzen – und das ist Sinn der Sache. «Du kannst mich kreuzweise», nimmt hier keiner ernst. «Fick Deine Mutter» – und sieh, wie der andere reagiert.»

Männliche Jugendliche, so heißt es oft in den Gesprächen, müssten die Möglichkeit erhalten, *konkrete* Zukunftsperspektiven zu entwickeln, die einen Rückbezug auf «Ehre» nicht mehr notwendig erscheinen lassen:

«Jeder Mensch hat eine Rolle in der Gesellschaft. Wenn man aber diese Jugendlichen beobachtet, dann sieht es so aus, dass sie keine Rolle haben. Sie gehen raus ohne ein Ziel. Und dann gucken sie, was auf sie zukommt, und so reagieren sie. Für Anerkennung muss man eine Aufgabe haben. Ein sehr wichtiges Mittel hierfür ist Ehre. Eigentlich ist es ein Schrei nach Anerkennung. Ihre Aufgabe im Leben ist es, die Ehre der Familie zu verteidigen. Jetzt sind sie wichtig. Sie haben im Leben nichts zu tun, aber sie haben sich eine Aufgabe erschaffen.»

Größere Veränderungen ließen sich nur langsam erreichen:

«Wir wollen und können nicht die Welt verändern, aber wir wollen, dass sich die Menschen, wenn auch nur kurz, mit unseren Fragen beschäftigen. Wenn Jugendliche die Fragen, die wir stellen, mit nach Hause nehmen und ihren Eltern stellen, dann ist das ein Anfang.»

Anerkennung biete ebenso Chancen, den Jungen neue Wege zu zeigen. Ein Sozialarbeiter sagt hierzu:

«Wenn Jugendliche mit Migrationshintergrund in Berlin leben, dann grenzen sie sich noch viel stärker ab und hängen den Begriff der Ehre noch viel höher, weil sie nicht im Herkunftsland ihrer Eltern leben. Vielleicht machen sie es wegen ihrer Unsicherheit und um sich ihrer eigenen Rolle klar zu werden. Ein Leben zwischen zwei Kulturen kann auch eine Ursache

sein, daher ist die Abgrenzung einfach noch viel wichtiger, damit man sich über die eigene Identität und Rolle bewusst werden kann.»

Wichtig sei auch das Aufzeigen von Grenzen. Es sei ratsam, «generell Selbstbewusstsein aufzubauen und die Jugendlichen nachhaltig zu stärken und Neinsagen zu lehren».

4. Homophobie

Die aktuellen Diskussionen um Homophobie sind pädagogischen Fachkräften vor allem aus den Medien vertraut. Die meisten Befragten sind nicht selbst homosexuell, teilen aber die Einschätzung eines schwulen Migranten, wie sie in der Kommunalanalyse¹⁹ für den Bezirk Mitte zitiert wird: «Ich glaube, wenn man als Ansatz für eine Problemlösung davon ausgeht, dass Probleme aufgrund ethnischer Zugehörigkeit entstehen, dann führt das in die falsche Richtung. Weil es dann wieder so ist, dass Leute in die Ecke gestellt werden.» Homophobie sei in erster Linie nicht ein «Migrant_innen-Problem», auch wenn sie gern als solches hingestellt werde. Eine Zurückführung auf Herkunft oder Religion wirke sich fatal aus und verstärke das Ausblenden der Ursachen, die nach Einschätzung der Gesprächspartner_innen vor allem in der spezifischen Konstruktion von Männlichkeit liegen.

Da die meisten Befragten hauptsächlich mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund arbeiten, beziehen sich die folgenden Aussagen auch vor allem auf solche. Die Pädagog_innen wiesen in den Gesprächen mehrheitlich wiederholt darauf hin, dass die beschriebenen Probleme «nichts mit kulturellen Unterschieden zu tun haben, sondern eher mit Homophobie allgemein unter Jugendlichen».

In den Gesprächen wurde klar, dass bis heute ein mystifiziertes Halbwissen über Homosexualität unter Jugendlichen wie auch Erwachsenen kursiert. Homosexualität wird nicht selten als ansteckende Krankheit angesehen. Trans*-Geschlechtlichkeit und Trans*-Identität wurden von den Gesprächspartner_innen meist nur auf Nachfrage benannt, in der Regel gab es gar kein Wissen über diese Phänomene. Die sexuelle Attraktivität gegenüber dem eigenen Geschlecht werde überwiegend als Phänomen der Mehrheitsgesellschaft betrachtet. Eine Streetworkerin ohne Migrationshintergrund zitiert Jugendliche, mit denen sie arbeitet: ««Schwul und lesbisch» gibt es bei uns [gemeint sind: Menschen aus der Türkei in Deutschland] nicht. Das gibt es nur in der westlichen Kultur, weil die alle so freizügig und verdorben sind.» Ein anderer Pädagoge hingegen:

«Bei uns [arabische Menschen] ist Homosexualität eine Art von Neugier. Dadurch, dass das andere Geschlecht nicht da ist, probiert man herum. Das ist ein ganz großes Thema. Es ist da, aber man redet nicht darüber.»

Die Streetworkerin weiter:

«Wir haben schon versucht, mit den Jugendlichen darüber [Homosexualität] zu reden. Aber sie sind noch nicht soweit. Diese Vorurteile sind immer noch da. Wir merken, wie sie reagieren, wenn das Wort «schwul» fällt und wie sie über Homosexualität reden. Und wahrscheinlich nicht nur diese Jungs, sondern fast alle Migranten – ohne zu verallgemeinern. Das ist ein Thema, mit dem die Menschen fast nicht umgehen können, vor allem die Männer. Aufklärungsbedarf ist schon da.»

Mitarbeiter eines Jugendprojekts in Neukölln.

¹⁹ Kommunalanalysen sind Studien, die einzelne Bezirke/Bezirksteile von Berlin im Bezug auf demokratiegefährdende Phänomene beschreiben. Die Problemstellung orientiert sich dabei an konkreten Missständen für eine/mehrere Gruppe/n, die Studien verfolgen das Ziel praktischer Veränderungen im Sozialraum. Kommunalanalysen hat es in unterschiedlichen Bezirken gegeben, in der Regel folgte ihrer Erstellung ein Maßnahmenpaket, das von Bezirkspolitik, -verwaltung und zivilgesellschaftlichen Akteuren getragen wurde.

«Ein Mann in Frauenkleidern ist für die Jungs kein Mensch. Zu sagen, dass es in der Türkei viele Transsexuelle gibt, traue ich mich noch nicht. Ich sage dann eher, dass manche Gewänder aussehen wie Kleider und ob das nicht jeder selbst entscheiden kann. Sie sagen dann, dass Kleidung definiere. Mädchen tragen rosa, Jungs blau. Mädchen haben als Säugling schon Ohringe, dass es ja nicht zu einer Verwechslung kommt. Das sind aber alles anerzogene Meinungen, die nie hinterfragt werden. Wir fragen dann provokativ, ob die Kinder am Schrei eines Babys merken, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist. Die Kinder behaupten, dass Jungs lauter und dynamischer schreien. Die Kinder versuchen immer irgendwelche Erklärungen zu finden, um das Geschlecht eindeutig zu definieren.»

Dass ein enormer Aufklärungsbedarf besteht, zeigt auch diese Aussage:

«Viele junge Männer glauben, dass Homosexualität ansteckend ist. Wenn ich einem Homosexuellen meine Hand gebe, ist das schmutzig, oder ich werde vielleicht auch schwul. Das kriege ich von Leuten mit. Oder wenn wir über Homosexualität reden, dann haben sie gleich ein Bild im Kopf, wie sie mit einem Mann Sex haben. Wahrscheinlich sehen sie sich in der unerwünschten Position, dass sie passiv sind. Das macht ihnen Angst. Die Jungen sind sofort Teil dieses Bildes. Ich stelle mir die Frage, wie man diese Jugendlichen dazu bringt, sich nicht gleich so etwas vorzustellen.»

Doch die Annäherung scheint schwierig, und es macht den Eindruck, als ob viele sie scheuen. Der Mitarbeiter eines Jungenprojekts in Neukölln sagte:

«Wir haben schon versucht, mit den Jugendlichen darüber [Homosexualität] zu reden. Aber sie sind noch nicht so weit. Diese Vorurteile sind immer noch da. Wir merken, wie sie reagieren, wenn das Wort <schwul> fällt und wie sie über Homosexualität reden. Und wahrscheinlich nicht nur diese Jungs, sondern fast alle Migranten – ohne zu verallgemeinern. Das ist ein Thema, mit dem die Menschen fast nicht umgehen können, vor allem die Männer. Aufklärungsbedarf ist schon da.»

Dieses Zitat – wie viele andere, die hier nicht wiedergegeben werden können – demonstriert, wie sehr *gesellschaftliche* Diskurse (und deren Überlappungen) die *konkrete* Arbeit vor Ort beeinflussen. Einerseits gibt es Debatten über «*die* Migrant_innen» und andererseits und parallel dazu auch die Notwendigkeit, vor «Verallgemeinerungen» zu warnen, weil die eigene Arbeit es gebietet. Für bestimmte Jungen mit bestimmten Männlichkeitsbildern scheint das Thema sehr heikel, denn sie befürchten den Verlust ihrer Männlichkeit:

«Es geht darum, wer wen kriegt. Der Mann hat ein Ding, das er überall reinsteckt. So lange ich kein Ding in mir habe, bin ich rein. Bei den Lesben ist das so, ich weiß ja nicht, wie die Jugendlichen sich das vorstellen, aber keine von ihnen hat einen Penis, also kann nichts passieren. [...] Nur der, der passiv ist, ist homosexuell. Der, der aktiv ist, ist nicht homosexuell. Er ist sogar der starke Kerl. Schon bei solchen Äußerungen sieht man, dass viele Menschen überhaupt keine Ahnung haben, was Homosexualität eigentlich ist.»

Derselbe Jugendarbeiter aus Tempelhof weiter:

«Ich glaube, dieses Problem ist in unserer [Migrant_innen-] Gesellschaft noch größer, weil unser Bild von Männlichkeit so stark ist. Homosexualität ist eigentlich ein totaler und direkter Angriff auf meine Männlichkeit. Wenn mein Selbstbewusstsein durch meine Identität, durch meine Bildung geprägt ist, dann ist es mir scheißegal, ob jemand von mir sagt, dass ich schwul bin. Soll er es doch denken. Ich erlebe das nicht als Angriff auf mich selber. Weil mein Selbstwertgefühl durch andere Sachen geprägt wird. Aber bei denen ist es durch Männlichkeit und Aggression geprägt. Wenn sie also über Homosexualität reden, stellen sie ihre Männlichkeit in Frage. Und das ist das Problem.»

Der Befragte sieht das Problem auch in der mangelnden Präsenz von Schwulen, Lesben und Trans*-Personen:

«Sich stets in seiner sicheren Community zu verstecken treibt Toleranz nicht unbedingt voran [...] Meine Antwort ist, da Homosexuelle von dieser Gesellschaft abgelehnt werden, haben wir nicht so viele Möglichkeiten, mit diesen Leuten Kontakt herzustellen. Da sie selber nicht in dieser Gesellschaft präsent sind, kann man viel über sie erzählen. Und vieles ist bestimmt nicht positiv. Wir reden ja immer von den anderen, die ja nicht unter uns sind. So entsteht ein großes, fruchtbares Bild. Am Wochenende war ich am Nollendorfplatz und sah die knutschenden Pärchen und dachte mir, dass ich eigentlich mit unseren Jungen hier sein müsste. Am Anfang würden sie sich vielleicht ekeln, aber ich glaube, der Kontakt fehlt. Wir müssen das irgendwie abschaffen und erreichen, dass Jugendliche mit einem Homosexuellen an einen Tisch kommen, ihn umarmen und er nicht gleich zur Schwuchtel wird. Das ist sein Leben, und das ist Dein Leben. Das fehlt.»

Ein weiteres Problem ist das fast vollständige Fehlen von Schwulen, Lesben und Trans*-Personen mit Migrationshintergrund, die als Vorbilder dienen und zeigen könnten, dass es sie eben doch gibt. Ein Befragter aus Spandau sagt hierzu:

«Was nützt es, wenn sie ihre Wünsche im Verborgenen ausleben? Frauen, die sich privat maskulin und sportlich, aber im Berufsleben betont feminin kleiden. Mit rosa Pulli und Halstuch und so. Das ist doch albern. Ich meine, was soll das? Wem nützt das? Steht doch dazu! Bei Männern ist das nicht so versteckt. Die leben ihre Sexualität offener aus.»

Die Kommunalanalyse im Stadtteil Mitte zitierte allerdings eine junge lesbische Migrantin, die sagte, dass es in Herkunftsfamilien zu großen Problemen kommen kann, wenn sich jemand outet. Das passiere sicher auch bei deutschen Schwulen und Lesben, jedoch habe die Familie für Migrantinnen und Migranten aufgrund gesellschaftlicher Ausschlüsse meist einen höheren Stellenwert. Eine befragte Lesbe dazu: «Der soziale Druck wird doch dadurch nur noch größer. Entweder sie verheiraten uns dann schnell – oder wir sollen zur Therapie.»

Ein anderer Gesprächspartner aus Moabit geht auf fehlende Zukunftsperspektiven der Jugendlichen ein:

«Es herrscht eine Opferkultur hier. Das sind Menschen, die fast alles aufgegeben haben, die auch unbewusster handeln, die auch traumatisiert von dieser Gesellschaft sind. Da fehlt das Geld, um aus dieser Opferrolle

herauszukommen. Es geht immer wieder um Opfer, Ghettos, die anderen sind schuld. Und um ganz viel Wut. Ein schwacher Mann ist für sie eine Art Befriedigung. Opfer suchen immer Opfer und diese wiederum neue Opfer.»

5. Verbale Gewalt

Die Ausdrücke haben sich verändert, der Ton ist rauer geworden: Der Mitarbeiter eines Schülerclubs sagt wie selbstverständlich: «Natürlich gibt es Äußerungen, das ist ganz normal. ‹Bist du schwul, Alter?›, ‹schwule Sau› und ähnliche Ausdrücke werden heute gebraucht wie ‹Opfer› und ‹Spast› früher. ‹Lesbisch› weniger, es geht nur um ‹schwul›, da ‹lesbisch› gesellschaftlich nicht so schlimm behaftet ist.» Diese Beschimpfungen gehen unter den Jugendlichen oft gegen alle und alles. Sie suchen einen Weg, ihr Gegenüber zu erniedrigen – auf welche Weise auch immer. Ein Befragter einer arabischen Migrant_innen-Selbstorganisation fasst die Intention der Jugendlichen zusammen: «Es geht immer um Sexismus, Aggression, Rassismus, ‹Hurensohn›, ‹Schwuchtel›, ‹Jude›. Wir schimpfen viel. Schweigen ist nur für Deutsche.»

«Homophobe Äußerungen gibt es von beiden Geschlechtern. Von Jungs aber mehr. Rassistische Ausdrücke vor allem gegen Deutsche und natürlich auch untereinander: Die Türken sind besser als die Kurden, die Araber besser als die Türken und so weiter.»

Streetworkerin aus Moabit

Die Aussagen stimmen mit den Ergebnissen der Kommunalanalyse im Bezirk Mitte aus dem Jahr 2003 überein. Dort sagte eine Sozialpädagogin, homophobe Äußerungen seien «durchgängig durch alle Nationen, ganz tief verwurzelt, stärker bei den Jungen vorhanden als bei den Mädchen. Aber ich denke, in der Grundhaltung sind sie gleich stark, nur die Jungen reden offen darüber.»

Schon in der Grundschule wird fleißig geschimpft. Ein Grundschullehrer sagt:

«Andere niederzumachen ist Alltag, damit fängt es an. Beleidigungen und Beschimpfungen folgen. [...] Sexistische Schimpfwörter hört man von den älteren Jungs. Das Wort ‹Mädchen› wird an sich als Schimpfwort benutzt. Sogar ‹Du bist ja *sexuell!*› wird als Schimpfwort benutzt. Ich nehme an, dass sie dadurch ‹homosexuell› sagen wollen.»

Ein altes Klischee hält sich standhaft. Ein Schulsozialarbeiter sagt, dass «Mädchen von den Jungen als ‹Schlampen› angesehen werden, wenn sie mehr als drei Freunde hatten. Umgekehrt gilt der Junge als Held, wenn er viele Freundinnen hatte.»

Dabei sind die meisten Beschimpfungen laut Aussagen der Fachkräfte unüberlegt und nachweislich falsch bzw. entstünden aus Neid und zur Abwertung ihres Gegenübers. Die große Mehrzahl der befragten Fachkräfte legt deswegen großen Wert darauf, dass Beschimpfungen nicht unter den Tisch fallen, sondern gleich thematisiert werden. Ein Mitarbeiter einer Jugendfreizeiteinrichtung in Kreuzberg sagt:

«Zunächst wird gefragt, worauf die Äußerungen basieren, damit man herausfinden kann, woher diese Berührungsängste kommen. Ein Mangel an Aufklärung, Halbwahrheiten oder das Vermischen von Dingen sind häufig ein Problem. Es gibt viele veraltete Vorstellungen, Unsicherheiten und Vorurteile. Aufklärung ist das Wichtigste. Ein erhobener Zeigefinger macht keinen Sinn. Es müssen Erklärungen geliefert werden, die bei den

Jugendlichen etwas auslösen, und es muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es auch in einer türkischen oder iranischen Community lesbische Frauen oder schwule Männer gibt. Man muss ihnen klarmachen, dass es eigentlich viel näher ist, als sie glauben.»

Seine Kollegin dazu:

«Ich thematisiere es immer, verbiete aber nichts. Ich habe mit den Jugendlichen zusammen Regeln entwickelt: keine Gewalt, gegenseitiger Respekt und so weiter. Bei mehrmaligen starken Regelverstößen muss der Club verlassen werden. Es ist mir sehr wichtig, dass deutsche Jugendliche mit ausländischen Jugendlichen in Kontakt kommen.»

Der Lebenskunde-Lehrer einer Grundschule, die ebenfalls in Kreuzberg ist, sagt Folgendes:

«Es ist jedem bekannt, dass Beleidigungen nicht akzeptiert werden. Es gibt eine Unterrichtseinheit über Lebensformen; dort wird das auch thematisiert. Es gibt eine Einheit namens «Familie Maja, Gaja, Kaya». In einer Familie hat der Junge zwei Väter, und darüber wird dann in der Gruppe diskutiert. Außerdem wird zum Thema Geschlechterrollen gemeinsam der Film «Billy Eliot» angeschaut. Die Kinder schreiben anschließend an ihre Eltern einen Brief, wo sie sich in die Rolle Billy stellen.»

Eine weitere Lehrerin aus Treptow-Köpenick:

«Für viele Lehrkräfte ist Homosexualität leider kein Thema. Interesse wecken ist sehr wichtig. [...] Mehr mit Bildern, Geschichten und Rollenspielen anbieten, in denen Homosexualität normalisiert wird. Wir brauchen mehr Vorbilder, die sich zur Verfügung stellen. Meistens arbeiten Eltern, vielleicht nicht bewusst, gegen unsere Bemühungen. Wir versuchen beharrlich, andere Geschlechtsvorbilder zu vermitteln.»

Ein Neuköllner Lehrer äußert sich ähnlich:

«Jugendliche haben meist nicht wirklich etwas gegen Schwule und Lesben. Die wenigsten sind ihnen begegnet. Die Jugendlichen haben eigentlich keine Ahnung. Es ist ein Ausdruck von Orientierungslosigkeit. Jugendliche, die andere diskriminieren, haben meist selbst viele Probleme. Wichtig ist, den Jugendlichen zu helfen und sie zu öffnen.»

Der Mitarbeiter einer benachbarten Jugendfreizeiteinrichtung thematisiert zudem die Arbeitsbedingungen, die einer angemessenen Bearbeitung oft im Wege stehen:

«Jeder muss gucken, wie er damit umgeht, weil es kein Leitbild oder passende Fortbildungen gibt. Es wird in der Richtung nicht zusammengearbeitet. Die Besetzung in unserem Team wechselt auch relativ häufig.»

Darüber hinaus machen es veränderte Ausdrucksformen und Verbreitungswege schwieriger. Ein Jugendarbeiter aus Friedrichshain berichtet:

«Frauenfeindlichkeit ist ein großes Thema. Früher wurden Sprüche geklopft. Heute verbreiten sich Videos, Comics und Bilder per Handy. Die Jugendlichen finden das toll. Ich sehe darin eine große Gefahr. Auch das

muss mit Jungs behandelt werden. Die Themen sexuelle Übergriffigkeit, Homophobie, frauenfeindliche und verachtende Äußerungen und Übergriffigkeiten werden bereits behandelt. Die aufkommende Handyproblematik in Form von Bildern und Videos muss besser überwacht werden.»

Schwule oder lesbische Jugendliche mit Migrationshintergrund, wenn es sie denn in den Einrichtungen geben sollte, würden ihre sexuelle Orientierung niemals offenlegen, da sie sich mindestens verbaler Diskriminierung aussetzen: «Die, die eine Neigung feststellen würden, würden wahrscheinlich nicht mehr in die Einrichtungen kommen und sich einen neuen Freundeskreis aufbauen.»

Ein befragter Lehrer berichtet von einem Schüler, der gemobbt wurde und seine Strategie entwickelt hat: «Ein anderer Junge, der sehr weich wirkte, wurde schon gehänselt. Er hatte aber einen Mädchen-Clan um sich, der ihn schützte. Dieser Junge sprach oft von Ausgrenzung.» Dieser Fall zeigt auf, dass es nicht unbedingt Autoritätspersonen sein müssen, die Einzelne schützen, wenn sie gehänselt werden. *Empowerment*²⁰ kann also auch von Jugendlichen für Jugendliche ausgehen.

6. Körperliche Gewalt

Die Befragten geben an, dass viele Jugendliche Angst haben, dass sich schon erlebte Gewalttätigkeit der Eltern wiederholen könnte. Züchtigung, Entzug von Taschengeld, Einsperren und andere Formen körperlicher und psychischer Gewalt scheinen immer noch «akzeptable Erziehungsmethoden» zu sein – und zwar sowohl gegenüber Kindern als auch, zu einem geringeren Teil, gegenüber Jugendlichen. Die Berliner Initiative gegen Gewalt gegen Frauen (BIG) spricht davon, dass jede vierte Frau von häuslicher Gewalt betroffen ist. 60% dieser Frauen haben ein oder mehrere Kinder, die direkt oder indirekt davon betroffen sind. Mitarbeiter_innen verschiedener Jugendeinrichtungen bestätigen dies und sagten uns, dass es sich hierbei um eine regelrechte Kettenreaktion handele. Gewalt werde von Älteren an Jüngere und von diesen an die Jüngsten weitergegeben. Klar sei jedoch, dass Opfer von Gewalt wesentlich häufiger selber Gewalt gegen andere anwenden, auch wenn hier kein Automatismus vorliegt.

Eine Einschätzung zur Gewaltsituation unter Kindern und Jugendlichen ist dennoch schwierig. Unter den Befragten waren nur wenige, die von schweren gewalttätigen Erfahrungen berichteten. Die unterschwellige Gewalt, die jedem im Alltag begegne, stelle das größere Problem dar. Der Lehrer einer Grundschule sagt:

«Gewalt ist in der Schule ein Thema, obwohl der Gewaltbeauftragte es anders sieht. Verbale Gewalt passiert oft, und es kommt auch öfter vor, dass ich die Jungs auseinander bringen muss. Sexuelle Gewalt ist auch zu

«Gewalt ist in der Schule ein Thema, obwohl der Gewaltbeauftragte es anders sieht. Verbale Gewalt passiert oft und es kommt auch öfter vor, dass ich die Jungs auseinander bringen muss. Sexuelle Gewalt ist auch zu spüren: ein Klatsch auf den Po eines Mädchens ist oft zu beobachten, andersrum passiert sowas aber nicht.»

Ein Grundschullehrer

²⁰ Unter Empowerment werden Interventionen und Strategien verstanden, die zur (Rück-) Gewinnung von Selbstbestimmung und Handlungsfähigkeit einer Person oder Gruppe führen. Vor allem bei erlebten Diskriminierungen ist es wichtig, die betreffende Person/sich selbst zu stärken, sich zur Wehr zu setzen und wieder die autonome Lebensgestaltung zu übernehmen. Methoden und Konzepte für Empowerment gibt es vor allem in der Mädchenarbeit und in der antirassistischen Bildungsarbeit.

spüren: Ein Klatsch auf den Po eines Mädchens ist oft zu beobachten, andersrum passiert so etwas aber nicht.»

Zu homophoben gewalttätigen Akten unter Jugendlichen kommt es laut Aussagen der Befragten kaum. Einige Befragte erklären sich das damit, dass eine homophobe Intention erst im Nachhinein nachzuvollziehen sei.

In den Gesprächen fragten wir gezielt nach konkreten Gewaltvorfällen mit einem erkennbaren homophoben Hintergrund, doch benannt werden konnte dabei keiner. Einige Gesprächspartner_innen gaben allerdings an, dass «Mobbing» und Ausgrenzung verbreitet seien. Dies wiederum sei ein Warnsignal, da diese Phänomene eine tiefe psychische Belastung für Kinder und Jugendliche darstellten.

Gewalt ist nach Einschätzung fast aller Befragten jedoch in den Familien eine weitverbreitete «Erziehungsmethode». So sagt eine Streetworkerin, die mit Kindern im Grundschulalter arbeitet:

«Schlagen ist Alltag. Kinder kriegen Schläge von ihren Eltern. Eltern geben uns auch als Erziehungsmethode mit, dass wir ihre Kinder schlagen dürfen, wenn sie nicht parieren. Das sei nicht schlimm. Jungs müssen sich nach Ansicht der Eltern sowieso prügeln. Das gilt als Beweis der Männlichkeit. Mädchen schlagen sich mittlerweile genauso. Und es ist auch ganz normal, dass Jungs Mädchen schlagen dürfen. Körperliche Gewalt gegen Jungs, die aus ihrer Rolle ausbrechen, haben wir so noch nicht erfahren. Aber wir haben einen arabischen Jungen, der leicht behindert ist. Der kriegt sehr viel Schläge ab. Auch innerhalb der Familie ist er nichts wert.»

Der Mitarbeiter eines Jungenprojekts fügt hinzu:

«Es ist immer so, dass Opfer wieder Opfer schaffen. Sie wollen Opfer schaffen. Und sie sehen Homosexuelle als Schwache an, und deshalb machen sie das. Diese aggressive Haltung ist ein Problem hier. Gewalt ist eigentlich ein Kommunikationsmittel in vielen Familien hier. Die Kommunikation zwischen Mann und Frau ist auch sehr aggressiv, und Kinder lernen das so. Wenn sie groß sind, nehmen sie Aggression auch als Kommunikationsmittel. Sie können nicht anders. Und weil sie im Leben auch nichts anderes können, sind sie noch aggressiver. Eigentlich ist es genauso mit der Gleichberechtigung. Wenn ich etwas erreicht habe im Leben, dann brauche ich nicht nach Hause zu gehen und meine Macht auszuüben. Aber wenn ich arbeitslos und ohne Perspektive bin, dann gehe ich nach Hause und übe dort meine Macht aus.»

Der pensionierte Lehrer einer Gesamtschule in Neukölln spricht auf der einen Seite zwar von «gewaltbereiten Jugendlichen, die teilweise auch bewaffnet sind». Die Schule arbeite aber «eng» mit der Polizei zusammen. «Die Schule bleibt geschlossen und wird nur zu den Pausen geöffnet. Das forderten die Schüler selbst – auch zum Schutz gegen Dealer. Die Angst vor Gewalt und vor dem «Abgezogenwerden» ist sehr groß.» In seiner jahrelangen Tätigkeit als Lehrer bemerkte er, dass «man früher aufhörte, wenn jemand am Boden lag. Heute sinken Hemmschwellen.» Zwei weitere Lehrer, die mit ihm befragt wurden, und auch weitere Gesprächspartner_innen aus andere Institutionen bestätigen seine Einschätzung. Deswegen plädieren die Fachkräfte häufig insgesamt für mehr «Toleranz-» bzw. vereinzelt auch

«Akzeptanz-Erziehung». Selbst wenn man etwas nicht versteht oder gar teilt, sollte man es trotzdem hinnehmen. Man müsse nicht gleich draufhauen.

7. Möglichkeiten und Grenzen von Aufklärungsarbeit heute

Gute Aufklärungsarbeit mit funktionierenden Methoden im Hinblick auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen verlangt das Einschlagen neuer Wege. Veraltete Unterrichtsmaterialien und Schulbücher, Lehrer_innen und andere Fachkräfte, die die Dringlichkeit des Thematisierens noch nicht erkannt haben, sowie eine allgemein ablehnende Haltung innerhalb der Gesellschaft schaffen ein Klima, das engagierten Lehrkräften ein Herantasten an Themen wie Trans- und Homophobie, Rassismus und Sexismus erschwert. Wenn dann noch die Schulleitung jegliche Bestrebungen blockiert, geben selbst engagierte Lehrkräfte auf und resignieren. Damit das nicht geschieht, ist rasches und zielgerichtetes Handeln erforderlich. Den Anstoß dazu kann und muss jede_r geben, dem daran liegt, Jugendliche zu verantwortungsbewussten Individuen zu erziehen.

«Für Jugendliche ist es wichtig, dass sie ein Vorbild haben, das stark und männlich ist, das ihnen andere Wege aufzeigt und an dem sie sich reiben können. Gut sind auch Sportworkshops mit Trainern, die einen Migrationshintergrund haben. Stets sanfte Lehrer bringen auch nichts. Sportvereine sind auch wichtig für die Vermittlung von Fairplay. Man muss ihnen zeigen, wie das Rollenverständnis anders ausgelebt werden kann, ohne dass man gleich unmännlich ist.»

Lehrer aus Wedding

Es ist leider allzu oft so, dass Themen rund um gleichgeschlechtliche Lebensweisen nur von schwulen Lehrern oder lesbischen Lehrerinnen eingebracht werden. In der Kommunalanalyse Mitte aus dem Jahr 2003 sagte ein Grundschullehrer: «Wir hatten ja hier selber auch Lehrer, die homosexuell waren, und das wäre überhaupt nicht als Gesprächsthema da, wenn sie es nicht selber auch hereingebracht hätten.»

Die Befragten finden, dass persönliche Geschichten neugierig machen. Dies erfordert die Einbindung von schwulen und lesbischen Fachkräften, die sich nicht scheuen, aus ihrem Leben zu berichten. Zu diesem Ergebnis kommt auch eine 2004 in Neukölln durchgeführte Kommunalanalyse. Wenn es normal werden soll, über die sexuelle Orientierung zu reden, sollte eine Vorbildperson den Anfang machen, denn den Jugendlichen wohne ein natürliches Interesse zur Entwicklung der eigenen Sexualität inne. Ein befragter Lehrer aus demselben Bezirk sagt:

«Der Kontakt ist wichtig, um Vorurteile abzubauen zu können. Lehrkräfte müssen offen und reflektiert mit Sexualität umgehen können.»

Eine Streetworkerin erweitert das Thema:

«Die Kinder kennen nur <schwul> und <lesbisch>. Dass es auch noch Mischformen wie <bi> gibt, wissen sie nicht.»

Der Leiter eines Jugendclubs:

«Toleranz ist wichtig. Man muss darauf hinweisen, dass schwul nicht gleich pervers oder pädophil ist. Was andere im Bett machen, geht niemanden was an. Die Jugendlichen müssen lernen, Leute an anderen Sachen zu messen und zu beurteilen.»

Der Mitarbeiter eines Aufklärungsprojekts legt seine Strategie offen:

«Mich haben sie auch als homosexuell bezeichnet, weil ich zu locker war. Wie ich mich bewege und so weiter. Es hat mit der Haltung zu tun. Wenn du nicht ‹männlich› sitzt, dann denken alle sofort, dass du schwul bist. An so kleinen Sachen wird das festgemacht. [...] Es kommt auf die Art und Weise an, wie du das rüberbringst. Wenn er sagt ‹Du Schwuchtel›, dann habe ich keine Lust, darüber zu diskutieren. Aber wenn mich jemand einfach so fragt, dann frage ich, was eine ‹Schwuchtel› ausmacht. Dann spiele ich auch manchmal damit, um sie zu provozieren. Ich sage ihnen, sie sollen vormachen, wie eine Schwuchtel und wie ein Mann läuft. So werden sie damit konfrontiert und sind in der Lage, es zu analysieren.»

Der oben zitierte Lehrer geht noch weiter. Er spricht sich vehement für eine noch größere Vielfalt im Lehrkörper aus: «Wir brauchen eine gute Mischung von Männern und Frauen im Lehrkörper. Es wäre gut, wenn es mehr Lehrer mit Migrationshintergrund gäbe. Und das ist leider absolut Mangelware in Berlin. Das wäre ein Riesenfortschritt.»

Der Leiter einer Jugendfreizeiteinrichtung berichtet von dem Zuspruch, den der schwule Theaterpädagoge in seiner Einrichtung findet:

«Wir arbeiten seit vielen Jahren mit einem offen schwulen Theaterpädagogen zusammen. Ich bin positiv überrascht, wie gut die Jugendlichen sich mit ihm verstehen. Selbst die, die abwertende Bemerkungen machen, verhalten sich ihm gegenüber freundlich. Wenn in der Einrichtung Theaterprojekte angeboten werden, ist der Zulauf groß. Ab und zu fallen auch ihm gegenüber mal Sprüche, die sind aber überhaupt nicht böse gemeint. Ich glaube, dass die Akzeptanz daher kommt, dass die Jugendlichen ihn schon so lange kennen. Sie haben ihn im Alter von sieben bis neun Jahren kennengelernt, als die sexuelle Orientierung noch keine Rolle spielte. Außerdem macht er mit den Jugendlichen tolle Aktionen, bringt sie auf die Bühne. Das macht den Jugendlichen Spaß.»

Wichtig sei es – darin sind sich ausnahmslos alle Befragten einig –, so früh wie möglich mit Aufklärungsarbeit anzufangen; etwa ab der dritten Klasse oder sogar noch eher. Überkommene Geschlechterbilder seien schwer aufzuweichen, wenn sie sich verfestigt haben. Neben der Arbeit mit jungen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen erfordere dies auch die Zusammenarbeit mit Eltern. Der Mitarbeiter eines Aufklärungsprojekts sagt:

«Traditionen sind nicht so einfach zu ändern. Viele leben seit Generationen so. Und nun kommen irgendwelche Sozialarbeiter und sagen etwas anderes. Wenn man es schafft, die Jugendlichen zum Nachdenken anzuregen, und sie sich fragen, was für sie und ihre Familien besser ist, dann haben wir viel getan. Die Jugendlichen müssen lernen, Fragen zu stellen.»

Ein Grundschullehrer berichtet dies:

«Vor allem früh damit anfangen und nie damit aufhören. Ideal wäre natürlich, dass die Schule sich nicht nur an bestimmten Wertesystemen, deren Konkurrenz und Wettbewerb usw. festhält, sondern auch andere soziale und humanistische Werte in den Vordergrund nimmt. Meine Schule ist ein bisschen autoritärer, meine nicht-autoritäre Haltung ist

ungewohnt in der Lehrerschaft. Mein Grundziel ist, alternative Werte zu vertreten. Deshalb arbeite ich mit Diversity-Ansätzen, versuche so viel wie möglich unterschiedliche Lebensformen mitzuteilen. Anderssein ist bei mir total okay, und darin will ich die Kinder auch bestärken. Bei uns gibt es nur eine sehr eingeschränkte Sexualaufklärung. Die Kinder lernen nur, wie man Kinder kriegt, und das nach heterosexuellen Vorstellungen. Egal, was man macht und was man erzählt, man sollte auch andere sexuelle Orientierungen berücksichtigen und so die Realität widerspiegeln. Vor allem die im Raum stehenden Fragen der Kinder so gut wie möglich beantworten.»

Eine Streetworkerin berichtet weiter:

«Geschlechtshomogene Arbeit ist wichtig, damit die Kinder aus ihren Rollen herauskommen können. Man muss selbst eine andere Rolle vorzeigen, neue Vorbilder schaffen und ganz viel in Gesprächen klären. Wir sagen den Eltern, dass ein Junge, wenn er traurig ist oder Schmerzen hat, weinen darf. Das hat nichts damit zu tun, dass er verweicht ist. Ganz viele Eltern erzählen uns, dass sie Araber sind und dass Jungs bei ihnen nicht weinen. Wir versuchen also mit kleinen Schritten, dass sich auch bei den Eltern die Rollenvorstellungen ändern. Oder wir versuchen Kompromisse auszuhandeln, dass sowohl die Eltern als auch die Kinder zufrieden sind.»

Eine andere befragte Lehrerin:

«In der Schule kommt es darauf an, was der Person, die die Aufklärungsarbeit leistet, daran liegt. Es geht aber viel darum, Vorurteile abzubauen. Es muss immer wieder aufgeklärt werden, und es ist notwendig, Bilder im Kopf zu hinterfragen. Methodisch sollte in den Schulen angefangen werden, da die Kinder und Jugendlichen dort einfach erreicht werden können. In den Schulen können die besten Effekte erreicht werden, da die Projekte dort verpflichtend sind und die angesprochen werden, die es nötig haben. In Rollenspielen kann die Fähigkeit von Rollenübernahmen trainiert werden. Es ist wichtig, eine Geschlechterdemokratie über methodische Aufklärungsarbeit herzustellen. Vielfalt in Lebensweisen muss dargestellt werden, und Verhärtungen diesbezüglich müssen aufgeweicht werden.»

Herrschende Geschlechterverhältnisse müssen neu interpretiert werden. Dem stimmt auch die oben erwähnte Neuköllner Kommunalanalyse zu. Den Jungen müssen Mädchen, die Fahrräder reparieren können, gezeigt werden. Ebenso muss den Mädchen klargemacht werden, dass es keine Schande ist, ein Rad reparieren zu können. Der Leiter einer Jugendfreizeiteinrichtung, die ihren Fokus auf Musikprojekte gelegt hat:

«Bandarbeit ist eine gute Art, weil wenn man sich MTV anguckt, sind es 95% Männer, die Instrumente spielen. Frauen dürfen Sängerinnen sein. Wenn man dann aber eine Mädchenband hat, die alle selber ihre Instrumente spielen, dann dient das als Vorbild für viele Mädchen und Jungen, die dadurch zum Nachdenken kommen und bestimmte Konstruktionen in Frage stellen.»

Diese neuen Selbstbilder fangen bei den Grundlagen an. Ein Lehrer fasst zusammen:

«Für Jugendliche ist es wichtig, dass sie ein Vorbild haben, das stark und männlich ist, das ihnen andere Wege aufzeigt und an dem sie sich reiben können. Gut sind auch Sportworkshops mit Trainern, die einen Migrationshintergrund haben. Stets sanfte Lehrer bringen auch nichts. Sportvereine sind auch wichtig für die Vermittlung von Fair-play. Man muss ihnen zeigen, wie das Rollenverständnis anders ausgelebt werden kann, ohne dass man gleich unmännlich ist.»

Eine große Mehrheit der Befragten spricht sich für den vermehrten Einsatz von visuellen Medien aus. Eine Lehrerin sagt weiter: «Die Bücher und sonstigen Schulmaterialien müssen aktualisiert oder sogar ganz verändert werden.» Die Mitarbeiterin eines Beratungsangebots für lesbische und trans*-idente Frauen bestätigt dies für den Bereich des Aufklärungs- und Sensibilisierungsmaterials, das von Lesben und Schwulen erstellt wurde:

«So viele Jahre lang haben sie Fotos von weißen Lesben und Schwulen in ihre Broschüren gedruckt und Coming-out-Geschichten erzählt, die in christlich geprägten Elternhäusern angesiedelt sind und den Eindruck bekräftigen, dass Homosexualität ein weiß-deutsch-christliches Phänomen ist, das mit Migrantinnen und Migranten oder Schwarzen nichts zu tun hat. Und nun sollen diese Menschen plötzlich so aufgeklärt sein wie die Bevölkerungsmerheit – oder der Islam ist schuld.»

Viele Gruppen und Projekte wie die «Schwulen Lehrer» oder ABqueer entwickeln Anregungen für den Unterricht.²¹ Doch häufig scheiterten gute Ideen auch daran, dass (Kommunal-) Politik nicht offen sei – oder sich die Schulleitung sperre. Aussagen von Politik und Verwaltung wie etwa «Homosexualität wird in der Berliner Schule als eine wahrlich nicht erstrebenswerte Lebensform unterrichtet» oder «Das ist Werbung für ein außerschulisches Intimverhalten» seien in keiner Weise zeitgemäß. Werde an solchen althergebrachten Standpunkten festgehalten, wie sie noch vor wenigen Jahren von führenden Politiker_innen in Berlin vertreten wurden, liefen alle zukunftsweisenden Bemühungen ins Leere.

Eine weitere mögliche Methode stellt ein anderer Lehrer vor: «Die Jugendlichen müssen die Erfahrung machen, wie es ist [gemeint ist hier: aufgrund der sexuellen Orientierung], ein Außenseiter zu sein. Hier würden Rollenspiele helfen.» Und der Mitarbeiter einer Jugendbildungsstätte fügt ergänzend hinzu: «Wir arbeiten sehr viel mit Diskussionsübungen und vermitteln Wissen. Darüber hinaus finden Begegnungen statt.»

Einer der Befragten sagt: «Hier hast du kein Integrationsproblem. Du hast kein Ausländerproblem. Du hast in Deutschland ein monumentales Bildungsproblem.» Und ein Lehrer appelliert nochmals an seine Kolleg_innen:

«Man kann nie erreichen, dass alle Menschen Schwule und Lesben toll finden. Aber was man auf jeden Fall erreichen kann ist, dass jeder gewisse Grundregeln einhalten muss. Lehrer haben die Verantwortung, durchzusetzen, dass es nicht zu Mobbing, verbalen Angriffen oder Handgreiflichkeiten kommt und dass sie das konsequent signalisieren,

²¹ Handreichung «Bildung für Berlin – Lesbische und schwule Lebensweisen» der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales und des Landesinstitut für Schule und Medien, 2. Auflage 2008.

dass das unerwünscht ist. Und zwar immer dann, wenn man es mitbekommt. Da ist eben das Problem, dass man es nicht immer mitbekommen kann. Aber wenn man es mitbekommt, muss man klare Signale setzen. Die Schüler erwarten auch, dass dann gehandelt wird, und nehmen den Lehrer nicht mehr ernst, wenn nichts passiert. Dann kann man so viel von Toleranz und Antidiskriminierung reden, wie man will. Wenn die Schüler nicht erleben, dass der Lehrer etwas macht, dann läuft es völlig leer.»

8. Bedarf bei Fachkräften und deren Kolleg_innen

Die meisten Befragten sagen, dass sie Bedarf an Fortbildungen zu Themen wie Homophobie und Sexismus haben – aus fachlichem wie persönlichem Interesse. Viele suchen nach neuen Wegen, um an die Jugendlichen noch besser herantreten zu können. Viele sagen aber auch, dass dieses Interesse schul- oder einrichtungsintern nicht geteilt wird. In aller Regel wird dies zurückgeführt auf Zeitmangel, die Mitarbeiterin einer Jugendfreizeiteinrichtung in Kreuzberg vermutet aber auch: «Die wollen natürlich, dass es immer die Umstände sind, die sie hindern. Dabei sind die [gemeint sind die Kolleg_innen] selbst doch auch homophob und können nicht dazu stehen.» Fatal ist es, wenn die Schulleitung Fortbildungen als nicht notwendig erachtet und diese blockiert:

«Die Schulleitung teilt wahrscheinlich nicht die gleiche Meinung. Unsere Schule ist heteronormativ strukturiert. [...] Diskussionen mit Kindern finden nicht statt. Die Lehrer_innen, die engagiert sind, werden öfter allein gelassen. Der Ton ist kasernenmäßig und altmodisch.»

Es gibt Lehrer_innen und Fachkräfte, die Ausdrücke gerne überhören, weil sie überfordert sind oder ihnen andere Probleme wichtiger erscheinen. Ein befragter Lehrer sagt hierzu:

«Ich kenne in meinem Kollegenkreis viele, die Burn-out hinter sich haben. Die sind nach einer Therapie wieder in der Schule und gehen am Rand ihres Limits. Für die steht in erster Linie Selbstschutz. Sie müssen ihre Psyche vor zu viel Belastung schützen, und unter diesen Bedingungen arbeiten sie an einer Schule, an der man fast immer ganz gefordert ist. Von denen zu verlangen, dass sie in jeder Situation einschreiten, ist kaum möglich. In diesem Spannungsfeld bewegen sich einige.»

9. Schlussfolgerung

Im vorhergehenden Abschnitt kam zum Vorschein, dass es auf unterschiedlichen Ebenen und zu unterschiedlichen Themen enormen Handlungsbedarf gibt. Jugendarbeit bzw. die schulische «Aufklärung» muss sich öffnen im Hinblick auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen, ebenso sollte sie auch die Realitäten von Trans*-Personen mit einbeziehen. Zumindest aktive Diskriminierungen gegenüber Menschen, die nicht in die vermeintliche «Norm» passen, können durch gute Aufklärung und Wissen unterbunden werden – für den Abbau von Vorurteilen wird das so nicht gelten. Anknüpfungspunkte, die einen Zugang erleichtern, bieten die von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gemachten Diskriminierungserfahrungen. Auseinandersetzungen entlang von Differenzlinien wie Ethnizität/Herkunft, Geschlecht/Geschlechterrollen und sexuelle Orientierung durchziehen den jugendlichen Alltag

ganz offensichtlich. Sie sind Teil von Streitereien, interessierten Fragen und Tabus; Schulhöfe, Jugendgruppen, Nachbarschaftszentren und Parks sind die Orte, wo es um gute und schlechte Männlichkeiten bzw. Weiblichkeiten geht, um Schwul-/Lesbisch-Sein, aber auch um «kurdische», «biodeutsche», «muslimische», «christliche» und viele andere Identitäten.

Wie viele Befragte angaben, lassen sich die Defizite im Spannungsfeld Migration/sexuelle Orientierung nicht einseitig bei den Jugendlichen verorten; sondern sie weisen vielmehr auf Leerstellen hin, auf die Pädagog_innen bisher nicht eingegangen sind. Die Pädagog_innen wiederum stehen vor Problemen wie der Komplexität der zu vermittelnden Themen – von der sie manchmal selbst überfordert werden – oder dem Widerstand der Jugendlichen, mit denen sie arbeiten. Von daher bedarf es geschulter und sensibilisierter Fachkräfte, die den Jugendlichen mit verschiedenen Methoden und auf unterschiedlichen Vermittlungswegen die notwendige Botschaft von einem respektvollen Miteinander transportieren, ebenso wie den Respekt gegenüber verschiedenen Lebensweisen und Identitäten.

Eindimensionale Identitäten («Deutsche», «Migrant_innen», «Lesben» etc.) funktionieren heute nicht mehr. Begriffe, die schon vor zwanzig Jahren *theoretisch* falsch waren, stoßen heute an *praktische* Grenzen («Ausländer_innen», «*unsere* Gesellschaft» bzw. «*unsere* Werte»), denn sie sind nicht mehr geeignet, um die komplexe Realität in Schulen, Jugendeinrichtungen oder im Kiez zu beschreiben. Migration, Globalisierung, aber auch neue Medien und die Emanzipation von Frauen und sexuellen Minderheiten genauso wie die Ent-Industrialisierung Berlins, die Vereinigung von Ost- und Westberlin und viele andere Entwicklungen konfrontieren *alle* Teile der Gesellschaft mit Herausforderungen, auf die gemeinsame Antworten erst gefunden werden müssen. Vor allem das Ansprechen von Eltern wird noch defizitorientiert betrachtet (fehlende oder mangelhafte Sprachkompetenz, «traditionelle Großfamilien» etc.). Andererseits gibt es auch schon grundlegende Überlegungen zu strukturellen Veränderungen in der Arbeit:

Die Frage, in welche Richtung sich Teams oder ganze Organisationen wie Schulen verändern, steht nicht nur wegen der Entlassung kommunaler Jugendeinrichtungen in freie Trägerschaft und wegen der aktuellen Veränderungen im Schulwesen an. Darüber hinaus entstehen aber auch immer mehr Ansätze für eine Verzahnung von Jugendarbeit, schulbezogener Sozialarbeit und klassischen schulischen Angeboten. Die interne Logik der Institution Schule tritt im Verlauf innovativer Öffnungsprozesse hin zum Sozialraum immer häufiger in den Hintergrund. Schule ist oft kein UFO mehr, das mit seinem immer gleichen Bildungsauftrag in einem Kiez gelandet ist. Sie beginnt, die Bevölkerungszusammensetzung und lokale Besonderheiten zu reflektieren und mit Akteuren aus dem Sozialraum zusammenzuarbeiten, um die Kinder und Jugendlichen noch besser zu unterstützen.

Eine entscheidende Möglichkeit zur Vermittlung von Gleichwertigkeit *aller* Lebensweisen besteht in einer offenen und sachlichen Aufklärungsarbeit zu den Themen Geschlecht und Sexualität, die gleichzeitig unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen in ihrem tatsächlichen Zusammenhang betrachtet. Der Migrationshintergrund, der bei vielen zum Migrationsvordergrund wird, weil sie täglich deswegen Diskriminierung erfahren, kann und sollte nicht als vernachlässigbares oder isoliertes Phänomen betrachtet werden. So wie Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen sich in der Jugend rasant entwickeln und zum Teil der Identität werden, entstehen *verschränkt damit* auch grundlegende Vorstellungen von «deutscher» oder «nicht-deutscher» Identität, die mit *bestimmten* Vorstellungen von Maskulinität bzw. Feminität Hand in Hand gehen. Wichtig bei der Aufklärung über Geschlechterbilder und -identitäten bzw. Sexualität ist also, dass die Methoden nicht nur altersgerecht

sind, sondern auch zielgruppenspezifisch und geschlechterreflektierend angelegt sind, um auf die jeweiligen Bedürfnisse der Gruppe/Gruppenmitglieder einzugehen. Ebenso sollten die Methoden so konzipiert sein, dass sie vielseitig einsetzbar sind und insbesondere auch die Wechselbeziehungen verschiedener Attribute eines Individuums berücksichtigen, wie z.B. dessen soziale Herkunft oder Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen sozialen Gruppen etc.

Mit unserem Projekt «Homosexualität in der Einwanderungsgesellschaft» haben wir versucht, diesem Ziel näher zu kommen. Wir wollten eine Unterstützung bieten für Pädagog_innen, denen bisher noch Methoden fehlen, um auf verschiedene Lebens- und Lebensweisen einzugehen, sie als gleichwertig darzustellen und damit den Grundstein für ein respektvolles Miteinander zu legen.

Die Methoden unterstützen die Fachkräfte dabei, das Aushalten von Widersprüchen in ihr pädagogisches Repertoire aufzunehmen. Weder eine Gruppe noch eine einzelne Person besteht aus nur einem (Persönlichkeits-) Merkmal, entsprechend sollte nicht anhand von einzelnen Attributen über eine Person geurteilt werden. Jugendliche wie auch Fachkräfte sollen die Fähigkeit entwickeln, sich in solchen Situationen kompetent und sozial verantwortlich zu verhalten, auch wenn die Situation schwierig sein mag.

Eine isolierte Behandlung von Sexismus, Homophobie oder Transphobie kann in keiner Weise sinnvoll sein und ist nach heutiger Kenntnis veraltet. Der Fokus ist auf Mehrfachzugehörigkeiten und deren Wechselwirkungen zu legen. Wichtig ist auch, zu bedenken, dass die zu entwickelnden Antidiskriminierungsstrategien nur dann erfolgreich sein können, wenn die ökonomische, juristische und soziale Situation der Jugendlichen mit einbezogen wird, genauso wie deren eigene Gewalterfahrungen.

Diese Publikation ist – wie eingangs erwähnt – nicht darauf ausgerichtet, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Unser Ziel war es, ein realistisches Bild von der Situation in Berliner Schulen und Jugendfreizeiteinrichtungen zu erhalten. Als Organisation von Lesben, Schwulen, Bi- und Trans*-Personen setzen wir unsere Prioritäten sicher anders als pädagogische Fachkräfte, die nach ganz anderen Kriterien gewichten müssen. Eine Abstimmung ist im Sinne beider Parteien, weil Lösungen im Idealfall nicht in stillen Kämmerlein entstehen, sondern im produktiven Austausch miteinander. Wir sind weiterhin auf die Mitarbeit pädagogischer und sozialpädagogischer Fachkräfte angewiesen, damit die entwickelten Methoden weiter evaluiert und gegebenenfalls weiterentwickelt werden können.

Wir freuen uns auf Ihre Feedbacks!

Allgemeine Vorüberlegungen zu einer Pädagogik gegen Sexismus und Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft und Ansatzpunkte für eine gelingende Pädagogik



Die pädagogische Arbeit mit jugendlichen Migrant_innen stellt eine Herausforderung dar, gerade wenn es um geschlechterreflektierende Arbeit mit jungen Männern oder männlichen Jugendlichen geht, wo konzeptionell wie auch praktisch nur wenig bis gar kein Wissen existiert. In einer Gesellschaft, die sich ihrer Einwanderungsrealität erst langsam stellt, fehlen – wie in vielen anderen zentralen Feldern sozialer Integration auch – in der schulischen/schulbezogenen wie auch in der außerschulischen Bildungsarbeit Konzepte, die in mehrkulturellen Kontexten funktionieren. Gerade in der politischen Bildungsarbeit wird die Bedeutung der Entfremdung zwischen mehrheitsdeutschen Pädagog_innen und jugendlichen Migrant_innen besonders bedeutungstragend. Gegenüber einer Mehrheitsgesellschaft, die sich in Teilen auf «unsere Werte», «unser Land», «den Westen» etc. eingeschworen zu haben scheint und die Lebenswelt der Jugendlichen als hemmend für ihre «Integration» disqualifiziert, bieten entgegensetzende Erwiderungen wie «Bei uns Muslimen...» willkommene Gelegenheiten, wirkliche und vermeintliche aktive und passive Diskriminierungserfahrungen zu naturalisieren und Konfrontationen mit menschengemachten Situationen aus dem Weg zu gehen.

Gerade Muslimischsein ist zu einer *politischen* Identität geworden. Die wenigsten, die sich als «muslimisch» beschreiben würden, nehmen mit Aussagen, die sich auf den Koran, die Prophetenüberlieferungen oder auf Alltagsreligiosität berufen, Bezug auf Theologie und innerreligiöse Prozesse. Vielmehr ist diese Selbstzuschreibung auf die Übernahme religiöser Fremdzuschreibungen zurückzuführen, die als Kommunikationshemmnis u.a. auch zwischen mehrheitsdeutschen Pädagog_innen und jugendlichen Migrant_innen steht. Ein Jugendarbeiter berichtete etwa von einem Mädchen, das aufgrund aktueller Debatten seinen Satz mit «Bei uns Islamisten...» anfang. Viel mehr als gemeinhin angenommen, haben Jugendliche Kenntnis von gesellschaftlichen Debatten, die über sie geführt werden. Der vermeintliche Stellenwert von Frauen- und Homosexuellenrechten in Deutschland – vergleiche etwa die entsprechenden Fragen im sogenannten «Muslim-Test» Baden-Württembergs – und die Provokationsgarantie eröffnen Spielräume für eine Selbstverortung in einer Gesellschaft, in der diese Jugendlichen nicht nur abstrakt-strukturell, sondern ganz real benachteiligt sind.

Die Bearbeitung von Sexismus und Homophobie muss also die Reflexion der sozialen, politischen und alltagskulturellen Spannungsfelder, in denen sich die Jugendlichen bewegen, aufnehmen, wenn sie erfolgreich sein will.

Im Folgenden skizzieren wir Ansatzpunkte und Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Bearbeitung sexistischer, transphober und homophober **Einstellungen** und vor allem schwulen-, lesben- und frauenfeindlicher **Gewalt**, hier verstanden als Summe physischer und/oder psychischer Angriffe auf einen Menschen aufgrund seiner tatsächlichen oder vermeintlichen Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung.

Die Frage, ob alle sexistischen und/oder homophoben Einstellungen automatisch zu Gewalt führen, kann hier nicht beantwortet werden. Für die pädagogische Arbeit ist dieser Unterschied jedoch erst einmal wichtig festzuhalten, da es zunächst keinen zwingenden Zusammenhang zwischen beiden gibt. Was sich aber andererseits sicher sagen lässt: Ein ignorierendes Verhalten, auch wenn es keine Billigung darstellt, begünstigt häufig genug die Anwendung von Gewalt durch andere.

Die folgenden Ansatzpunkte bilden kein System, sie sind vielmehr als mögliche Elemente in einem Prozess zu verstehen.

Begriffe und Definitionen

Klären Sie für Ihren Arbeitszusammenhang, was Sie mit «deutsch», «Migrant_in», «unser Land», «unsere Kultur» etc. meinen. Verdeutlichen Sie, dass Begriffe («Migration»), Selbstbezeichnungen («Ich bin Bosnier_in») und Fremdbezeichnungen («die Ausländer_innen») wie auch momentane Zustände (Rassismus, Diskriminierung...) Zeit-Phänomene sind. Es war nicht immer so, wie es heute ist. Es muss auch nicht immer so bleiben.

Reflexion und Selbstreflexion

Klären Sie, wie Ihre Schule/Ihre Jugendeinrichtung/Ihr Streetwork-Team etc. von den Jugendlichen und deren Eltern wahrgenommen wird, und versuchen Sie zu verstehen, wie die Jugendlichen, mit denen Sie arbeiten, Sie persönlich und Ihre Kolleg_innen wahrnehmen.

Versuchen Sie zu verstehen, wie die Kolleg_innen, mit denen Sie arbeiten, Sie wahrnehmen.

Klären Sie für sich, mit welchen Vorausannahmen Sie auf die Jugendlichen zutreten. Analysieren Sie Ihre Rolle in den unterschiedlichen Gruppendynamiken.

Fortbildung

Beherrschen Sie die notwendigen Grundlagen auf inhaltlicher, argumentativer und/oder methodischer Ebene? Wie handlungssicher sind Sie, wenn Sie mit diskriminierenden Einstellungen, Sprüchen oder gewalttätigen An- oder Übergriffen konfrontiert sind? Wie sicher sind sie im Erkennen und Gewichten von frauenfeindlichen, homo- oder transphoben Äußerungen und Handlungen? Kennen Sie entsprechende theoretische, arbeitsfeldbezogene oder auf Ihre individuelle Reflexion gerichtete Angebote? Kennen Sie Stellen, die Ihnen solche Angebote vermitteln können?

«Täter_in-» und «Opferschaft»

Jugendliche können selbst mit Problemen konfrontiert sein, sie können aber auch Probleme verursachen. Klären Sie, welche Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen die Jugendlichen gemacht haben oder aktuell machen. Verschaffen Sie sich Glaubwürdigkeit, indem Sie sich mit den Themen der Jugendlichen befassen und deren Interessen aufgreifen. Jugendliche sind immer auch Expert_innen für ihre eigene Situation, sehen Sie Anregungen als Ressource für die Bearbeitung relevanter Themen.

Achten Sie als Pädagog_in mit Migrationshintergrund darauf, dass Vorurteile gegen Lesben oder Schwule, Trans*-Personen oder Frauen Ihnen gegenüber genauso expliziert werden wie gegenüber mehrheitsdeutschen Pädagog_innen. Häufig verleitet eine vermeintlich «gleiche» Herkunft dazu, Einverständnis vorauszusetzen und bestimmte Dinge gar nicht erst artikulieren zu müssen («Du weißt doch, wie es bei uns ist...»).

Ansprache-Wege Jugendliche

Pädagogische Angebote sollten immer auch alternative Haltungs- und Verhaltensmuster ermöglichen. Kennen Sie Männer, die nicht «typisch männlich» sind? Oder erfolgreiche Frauen, die als erreichbares Vorbild für Mädchen fungieren können und von Jungen/Männern akzeptiert werden? Kennen Sie Lesben, Schwule oder Trans*-Personen, die selbst Migrationshintergrund haben und Aufklärungs- und Sensibilisierungsmodule mit Ihnen gemeinsam einsetzen können? Wissen Sie, welche Bilder von Trans*-Personen, Schwulen und Lesben in den Köpfen der Jugendlichen sind und warum diese Bilder gegebenenfalls negative Konnotationen hervorrufen? (Was genau ist gemeint, wenn jemand «schwul» als Schimpfwort benutzt?) Haben Sie Zugänge zu den von Jugendlichen benutzten Informationsquellen, Medien, Sportarten oder Musikrichtungen? Wissen Sie, wie Sie Jugendlichen Erfahrungen ermöglichen können, die über den alltäglichen Horizont hinausgehen?

Ansprache-Wege Eltern

So wie die Distanz zum Elternhaus eine Ressource für die Arbeit mit Jugendlichen sein kann, *kann* die Zusammenarbeit mit Eltern auch hilfreich bei der Menschenrechtserziehung sein. Kennen Sie Eltern-Organisationen, Mütter- oder Väterinitiativen, mit denen Sie in einen Erfahrungsaustausch treten können? Sind Sie mit anderen Pädagog_innen, Schulen oder Jugendeinrichtungen vernetzt, mit denen Sie in kollegialen Austausch treten können? Haben Sie in Ihrer Institution gemeinsam Wege ausgehandelt, wie mit den Eltern kommuniziert oder zusammengearbeitet wird (Stichwort: gleiche Augenhöhe)?

Art und Weise des Ansprechens

Es gibt verschiedene Arten, auf Homophobie zu sprechen zu kommen. Zum Beispiel kann dies durch eine Umwegekommunikation geschehen: Sie müssen mit den Jugendlichen nicht direkt über Homophobie reden, sondern können verschiedene Diskriminierungen und eben *auch* Homophobie benennen. Oder Sie machen den Jugendlichen deutlich, dass sie mit ihnen über Diskriminierungen im Allgemeinen sprechen, diese aber anhand des konkreten Beispiels der Homophobie bearbeiten werden.

Geben Sie Störungen Vorrang: Sie können das Thema (Anti-) Diskriminierung auch in ihren Frontalunterricht einbauen, und zwar indem Sie bei homophoben Äußerungen Stellung beziehen und diese nicht einfach so durchgehen lassen. Nehmen sie diese Bemerkungen zum Anlass, um eine Unterrichtseinheit zum Thema einzubauen.

Empowerment

Sie als Pädagog_in haben eine Vorbildfunktion für Jugendliche und können maßgeblich daran beteiligt sein, diese zu unterstützen und zu stärken. Wenden Sie Maßnahmen und Strategien an, um den Jugendlichen das notwendige Maß an Selbstbestimmung und Autonomie mit auf den Weg zu geben. Schaffen Sie Möglichkeiten zur Mitgestaltung und Einflussnahme der Jugendlichen z.B. bei Schulfesten oder zu Fragen von Neuanschaffungen in Ihrer Jugendeinrichtung, und ermutigen Sie sie, selbstbewusst Entscheidungen zu treffen.

Stärken sie die Jugendlichen darin, zu sich selbst zu stehen, insbesondere wenn sie aufgrund eines oder mehrerer Merkmale diskriminiert werden. Stärken sie die Potentiale der Jugendlichen, und ermutigen Sie sie, ihre Möglichkeiten auszubauen und selbstverantwortlich ihre Interessen zu vertreten.

Zeigen sie den Jugendlichen ihre eigenen Gestaltungsspielräume z.B. hinsichtlich ihres Geschlechts/ihrer sexueller Orientierung auf, und machen Sie deutlich, dass alle Lebensweisen gleich viel wert sind. Verdeutlichen Sie durch Ihr Handeln, dass es keine Hierarchien zwischen unterschiedlichen Lebensweisen gibt.

Hinterfragen herkömmlicher Identitätsmuster

Häufig adaptieren Jugendliche von Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule, Peer-Gruppe...) für sie vorgesehene Bilder, ohne diese Muster zu hinterfragen. Kennen Sie Wege, den Jugendlichen Informationen über ihre hiesige Situation, das Herkunftsland oder die Herkunftsregion der Eltern, Religion/en, Geschlechterverhältnisse etc. zu geben? Wie sicher sind Sie in der Einschätzung, welche Bezugsgrößen überhaupt identitätsrelevant für die Jugendlichen sind? Verschiedenheit bejahende und Ich-Stärke fördernde Methoden helfen häufig, Fremdzuschreibungen als «falsch» zu entlarven und eigene Zugehörigkeitsmodelle und -grade zu definieren, wo vermeintlich «Eigenes» genauso kritisch betrachtet werden kann wie vermeintlich «Fremdes».

Korrektiv-Funktion

Gestatten Sie sich, auf der Basis Ihres Vertrauensverhältnisses zu den Jugendlichen, auch als Korrektiv zu funktionieren. Sie sind als Person ein Vorbild, dass sowohl durch seine Ignoranz als auch durch aktives Eingreifen Signale gibt, und das «Klima» in der Klasse, im Jugendclub oder in der Gruppe entscheidend mitprägt. Empathie und Solidarität können als Ausgangspunkt für die Steigerung der Handlungs-, Verhandlungs- und Konfliktlösungskompetenz sehr wichtig sein.

Ausgewählte Adressen



Bildungsarbeit und/oder Beratung, Unterstützung und Hilfen für Betroffene frauen-, lesben-, schwulen- und transfeindlicher Gewalt

ABqueer

Ausklärung und Beratung zu lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgender Lebensweisen

Aufklärungsprojekt (A-Projekt@ABqueer.de)

teach out (Teach-Out@abqueer.de)

Sanderstraße 15

12047 Berlin-Neukölln

030/92 25 08 44

info@ABqueer.de

Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des Türkischen Bundes in Berlin-Brandenburg

Tempelhofer Ufer 21

10963 Berlin

030/61 30 53 28

info@ADNB.de

Berliner Interventionszentrale bei häuslicher Gewalt (BiG)

Durlacher Straße 11a

10715 Berlin

030/617 09 100

Mail@BIG-Interventionszentrale.de

Bildungsteam Berlin-Brandenburg

Cuvrystraße 20

10997 Berlin

030/610 76 544

Buero@Bildungsteam.de

GLADT – Gays & Lesbians aus der Türkei

Erstberatung (Ansprechperson: Tülin Duman)

Handreichungen für emanzipatorische Jungenarbeit

(Ansprechperson: Koray Yilmaz-Günay)

Kluckstraße 11
10785 Berlin
030/26 55 66 33
www.GLADT.de

Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg

Bildung, Aufklärung, Beratung, Freizeitgestaltung und Gruppen für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender

Manteuffelstraße 19
10997 Berlin
030/282 79 90
info@Lambda-BB.de

KomBi

Bildungsarbeit zu Gender, Diversity und sexueller Identität

Kluckstraße 11
10785 Berlin
030/215 37 42
info@KomBi-Berlin.de

Lesbenberatung Berlin/LesMigraS – Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben

Kulmer Straße 20a
10783 Berlin-Schöneberg
030/215 2000
info@Lesbenberatung.de/info@LesMigraS.de

Polizei Berlin/Ansprechpartner_innen gleichgeschlechtliche Lebensweisen

Maria Tischbier/Uwe Löher
030/46 64 97 94 44

ReachOut

Beratungsstelle für Opfer rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt

Oranienstraße 159
10969 Berlin-Kreuzberg
030/695 68 339
info@ReachOutBerlin.de

Schwulenberatung Berlin

Mommsenstraße 45
10629 Berlin-Wilmersdorf
030/19 446
info@SchwulenberatungBerlin.de

TriQ – TransInterQueer

Urbanstrasse 171b

10961 Berlin

030/65 70 77 85

TriQ@TransInterQueer.org

Weitere Organisationen**Dissens**

Verein für Jungenarbeit und kritische Gender- und Männlichkeitenforschung

Allee der Kosmonauten 67

12681 Berlin

030/ 54 98 75 30

Dissens@Dissens.de

Migrationsrat Berlin-Brandenburg

Oranienstraße 34

10999 Berlin

030/616 58 755

GK@Migrationsrat.de

Schwule Lehrer in der GEW Berlin

Ahornstraße 5

10787 Berlin

030/219 99 30

De-Muecke@T-Online.de